5 Pfennig

Montagsausgabe

5 Pfennig

Nr. 107.

31. Jahrg.

Abonnements-Bedingungen:
Abonnements-Preis pränumerando: Vierteljährl. 3,30 Mk., monatl. 1,10 Mk., wöchentlich 28 Pfg. frei ins Haus. Einzelne Nummer 5 Pfg. Sonntagsnummer mit illustrierter Sonntags-Beilage „Die Neue Welt" 10 Pfg. Postabonnement: 1,10 Mark pro Monat. Eingetragen in die Post-Zeitungs-Preisliste. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 2,50 Mark, für das übrige Ausland 4 Mark pro Monat. Postabonnements nehmen an: Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Portugal, Rumänien, Schweden und die Schweiz.

Erscheint täglich.

Vorwärts

Die Insertions-Gebühr
beträgt für die sechsgespaltene Kolonelzeile oder deren Raum 60 Pfg., für politische und gewerkschaftliche Vereins- und Versammlungs-Anzeigen 50 Pfg. „Kleine Anzeigen", das fettgedruckte Wort 20 Pfg. (zulässig 2 fettgedruckte Worte), jedes weitere Wort 10 Pfg. Stellengesuche und Schlafstellenanzeigen das erste Wort 10 Pfg., jedes weitere Wort 5 Pfg. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 5 Uhr nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist bis 7 Uhr abends geöffnet.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin".

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 20. April 1914.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

Anatole France.

Der dieser Tage seinen siebzigsten Geburtstag beging, ist nicht nur ein scharfer Zergliederer menschlicher Leidenschaften und Schwächen, sondern auch ein tapferer Kämpfer gegen menschliche Niedertracht und Ungerechtigkeit: ein großer Dichter nicht nur, sondern auch ein großer Bürger.

Ueberflüssig, zu sagen, daß ein Mann, der mit gleichem Recht die Bürgerkrone wie den Dichterkranz auf der Stirn trägt, nicht in Deutschland wirkt. Sieht man von der stärksten Partei des Landes ab, so sind wir Deutschen ein unglückliches Volk und leiden schwer unter dem Fluch unserer Vergangenheit. Daß wir, während die westlichen Völker, Franzosen und Engländer, in stürmischer Entwickelung waren, jahrhundertelang eines staatlichen, eines politischen Lebens entbehrten, das wird in Jahrzehnten noch nicht ausgetilgt sein. Daß durch viele Menschenalter das deutsche Volk wie Schlemihl, der Mann ohne Schatten, in der Weltgeschichte umherirrte, hängt ihm noch lange nach. Daß wir nicht aus eigener revolutionärer Kraft auf einen grünen Zweig kamen, sondern unter der Pickelhaube eines pommerschen Junkers geeinigt wurden, lastet auf uns allen. Darum gibt es kein öffentliches Leben bei uns, darum strömt die politische Entwickelung nicht frisch und frei dahin, darum legen die „Gebildeten" untätig die Hände in den Schoß und darum hält sich, wer dem deutschen Parnaß der süßen Gewohnheit des Silbenstechens und Versfußzählens ergeben ist, ängstlich-vornehm fern von den Angelegenheiten des Marktes. Wie lange her, daß ein großer deutscher Dichter sich mitten in das Geklirr der Schwerter gestürzt: Partei, Partei! Wer sollte sie nicht nehmen, die doch die Mutter aller Siege war! Wie fern, daß ein großer deutscher Dichter sich zum leidenschaftlichen Ankläger der herrschenden Gesellschaft aufwürfe, wie undenkbar! In der jungen Generation gibt es freilich ein paar Freischärler, die verzweifelt um sich hauen und stechen, aber die Anerkannten, die Abgestempelten, die Erfolgreichen — wo denkt ihr hin. Sie sollten anbinden mit den Machthabern des Tages? Wo S. M. das übel nehmen könnte oder der Börsenfreisinn oder das zahlungsfähige Publikum? Nein! und dreimal nein! Und so wehrt sich Gerhart Hauptmann entrüstet gegen den Vorwurf, mit seinem Weberdrama auf revolutionäre, sozialistische Wirkung ausgegangen zu sein, und Richard Dehmel stürmt zum Lobe des Gewaltmenschen Bismarck in die Saiten und der dritte stimmt für des Kronprinzen Forschheit die Leier — wir leiden schwer unter dem Fluch unserer Vergangenheit!

Wie anders in Frankreich! Seit hier Voltaire nicht nur mit Versen, die Widerhaken hatten gleich Pfeilen, die herrschenden Gewalten beschoß, sondern auch wacker gegen eine korrupte Justiz und verrottete Vorurteile die Sache des Jean Calas führte, haben die französischen Dichter und Künstler stets in dem Kampf um der Menschheit große Gegenstände eine gute Klinge geschlagen. Literatur und Leben trennte hier nicht eine breite Kluft, sondern Literatur und Leben waren eins, und wie die Kunst immer aristokratisch blieb im guten Sinne, so war sie hier auch stets im besten Sinne demokratisch. Der Dichter Victor Hugo als poetischer Verkünder der Julirevolution von 1830, der Dichter Lamartine in der provisorischen Regierung der Februarrevolution von 1848, die Rolle des Malers David in der großen Revolution und die des Malers Courbet während der Kommune — es sind ein paar ganz berühmte Namen herausgegriffen aus einer Fülle berühmter, und beredt genug ist die Sprache, die sie reden. Und in unseren Tagen ist eben der Mann, der gerade die Schwelle zum achten Jahrzehnt seines Lebens überschreitet, ist Anatole France der leuchtende Beweis für die heilige Allianz, die Frankreichs beste Geister mit den ungestüm vorwärts drängenden Kräften des Landes geschlossen haben.

Hier ist nicht die Stelle, auseinanderzusetzen, was Anatole France literarisch bedeutet. Genug, daß er als der feinste Geist der lateinischen Rasse anerkannt ist, daß er mit allen Elementen der antiken wie der modernen Kultur durchsättigt ist, daß sein Stil leuchtet wie geschliffener Stahl und sich biegt wie eine echte Klinge und daß er ein Französisch schreibt, klar, krystallen und durchsichtig, wie es seit dem großen Pamphletisten Courier niemand mehr geschrieben hat. Und die Hand dieses verfeinerten Gehirnmenschen legt sich gläubig in die Faust der revolutionären Arbeitermassen, und das Herz dieses reifen Kulturmenschen schlägt freudig dort, wo die Fahnen des Sozialismus wehn: Anatole France, dieser erlesene Geist, tändelt nicht nur, liebäugelt nicht nur mit dem Sozialismus wie manch anderer, sondern ist eingeschriebener Sozialdemokrat! Freilich focht er nicht immer mit Jaurès Schulter an Schulter. Aus der Welt der Bücher kam er im wahrsten Sinne des Wortes, denn sein Vater hatte besonderen Ruf unter den Pariser Antiquaren — seine Glanzleistung war ein wissenschaftlich geordneter Katalog der revolutionären Bibliothek Labédoyères. In den Büchervorräten des Vaters plünderte Anatole Frances lebhafter Geist schon früh und eignete sich Wissenswertes aus allen Zeiten und allen Gebieten der Wissenschaft an. Nach dem Schluß seiner Studien wurde der spätere Dichter an der Bibliothek des Senats angestellt und hatte hier Gelegenheit, in das politische Getriebe des modernen Frankreich aus allernächster Nähe hineinzuschauen. Aber was er in den ersten Jahrzehnten seiner Schriftstellertätigkeit an Gedichten, Novellen und Romanen herausgab, war nicht politisch gefärbt und hatte auch keine eigentliche soziale Note. Weder als Ankläger noch als Kämpfer trat dieser Schüler Renans auf, wenn er auch den Schäden und Uebeln der bürgerlichen Gesellschaft nicht blind und nicht gleichgültig gegenüberstand. Aber seines Wesens Kern ist ein großmütiger Skeptizismus und eine nachsichtige Weisheit, und so schilderte er mit einem Gemisch von Verachtung und Wohlwollen die ewig unvollkommenen Menschen, denen er die Schuld für die Unvollkommenheit der Welt beimaß. Was Anatole France von seinem Abbé Coignard sagt, gilt auch von ihm in dieser Spanne seiner Entwickelung: „Er verachtete die Menschen mit Zärtlichkeit," und während die feinen Blüten seiner Kunst letzten Endes doch von einem Zersetzungsprozeß der Gesellschaft Kunde geben, hielt er es nicht der Mühe für wert, gegen diese Gesellschaft zu kämpfen, denn nach seiner Meinung blieb bei allem Wechsel der Regierungsformen und Gesellschaftsordnungen die menschliche Unvollkommenheit als Quelle aller Uebel sich gleich.

Aber wenn schon vordem sein Herz an den Getretenen und Gedrückten hing, wurde er jählings in die Kämpfe der Gegenwart hineingerissen durch die „Affäre" — so schlechthin nennt der Franzose den Dreyfuskandal mit seinem Drum und Dran. Ueber diesen bösen Händeln, deren Gang das ganze Frankreich bis in seine tiefsten Tiefen aufpflügte, vollzog sich auch in Anatole France eine Wandlung: aus dem Skeptiker brach die Leidenschaft hervor, der Träumer nahm das Schwert und der Parteilose ergriff mit Ungestüm Partei. Wie Emile Zola den Machthabern sein: Ich klage an! ins Gesicht schleuderte, so warf Anatole France als Begründer und Vorsitzender der „Liga der Menschenrechte" das Gewicht seines berühmten Namens für die Revision des Dreyfusprozesses in die Wagschale, und da er jetzt auch politischen Problemen näher trat und im Sozialismus den entschlossensten Vorkämpfer gegen politische und soziale Ungerechtigkeit jeder Art entdeckte, zog er entschlossen die letzte Konsequenz und gliederte sich dem Heerbann der sozialistischen Arbeitermassen ein. Seitdem ist er der unvergleichlich feine Künstler geblieben, aber da der Kämpfer sich dem Künstler zugesellte, hat er sein Wesen gesteigert und vervielfältigt. Seine geschmeidige Klinge führt er jetzt im Kampf für den Sozialismus, dessen Sieg ihm den Sieg der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Güte bedeutet, und wenn auch immer noch die leise und süße Skepsis seines Temperaments seinen neueren Werken einen unwiderstehlichen Zauber verleiht, so sind sie doch durchstrahlt von dem tiefen Glauben an die sozialistische Zukunft, und hinter dem feinen Geäder ihrer kunstvollen Sprache fühlt man ein großes und gütiges Herz klopfen. In der „Histoire Contemporaine", der „Zeitgenössischen Geschichte", einer Romanfolge, von der bis heute vier Bände erschienen sind, malt Anatole France das Frankreich in den Tagen der „Affäre", und hier schwirren am dichtesten gespitzte Pfeile gegen Klerisei, Militarismus, Junkertum und Bureaukratie, gegen alle reaktionären Schächer und gegen jede soziale Unterdrückung, aber am hellsten leuchtet aus den Seiten dieser Sittenschilderung auch die sozialistische Zuversicht: „Nein," sagt der Professor Bergeret, der Held des Romans, indem er im Sinne des Marxismus die Linien der Entwickelung zeichnet, „nein, ich baue nicht in Utopien."

Anatole France ist glücklich, daß er nicht in Utopien baut und in den Reihen des Sozialismus kämpft, wir aber sind stolz darauf, daß wir einen solchen Geist zu den unsern zählen dürfen. Und so grüßen auch in Deutschland die Millionen, die im Zeichen des Sozialismus stürmisch vorwärts drängen, den Meister, der in demselben Zeichen den Weg von der Skepsis zum Glauben, vom Traum zur Tat, von der Parteilosigkeit zur Partei gefunden hat.

Provinz Elsaß-Lothringen.

Kaum keimte in optimistisch veranlagten Menschen das Gefühl, die Entsendung des Grafen Rödern nach Straßburg sei vielleicht kein zu schlechter Griff gewesen, als auch schon die Regierung Wilhelms II. die große Gefahr erkannt hat, die ihr droht. Sie fürchtete nämlich augenscheinlich, man könne ihr eine kluge Handlung nachsagen, was durchaus aus dem Rahmen ihrer sonstigen Betätigung herausgefallen wäre. Und außerdem könne ja auch der Gedanke aufkommen, man wolle in Berlin den Elsaß-Lothringern wohl. Beides war im Interesse der schlaflosen Nächte unseres Kanzlers zu vermeiden und so entschloß sich Willhem II., zwischen zwei Ausgrabungen, einer Spazierfahrt und dem Dirigieren einer Kapelle der „Hohenzollern", den Elsässern den Mann seines Vertrauens zu schenken: Herrn Johann von Dallwitz. Auf das täuschend nachgeahmte Thrönchen in Straßburg kommt also jetzt ein kleiner preußischer Junker, dessen Fistelstimme solange im Abgeordnetenhaus die ersehnte Morgenröte der tollen Reaktion bekräht hat. Ostelbien hält seinen Einzug in das vornehm-stille Statthalterpalais, der Repräsentant einer renommistischen Unkultur soll den Menschen eines alten Kulturlandes zeigen, was eine Harke oder eine Mistgabel ist.

Die Elsässer werden mit ihm fertig werden. Es ist fabelhaft, was alles die gesunden Stämme da unten vertragen können. Selbst die Köllersche Aera, mit Zuckerbrot und Peitsche, haben sie überlebt und so wird auch Johann Dallwitz eine vorübergehende Erscheinung an ihrem ziemlich weiten Horizont sein. Daß sie den Tritt, der in seiner Ernennung zum Statthalter liegt, spüren und nach Kräften erwidern werden, ist nur in der Ordnung. Sie werden dabei nicht allein sein, wenn auch ihre natürlichen Bundesgenossen, die süddeutschen Staaten, seltsamerweise diesem ultrapreußischen Uebermut stillschweigend gegenüberstehen. Elsaß-Lothringen ist doch eigentlich bis heute noch keine preußische Provinz. Sieht man denn in Süddeutschland gar nicht, daß es genau so behandelt wird, als wär es eine? Nur preußische Beamte, nur preußischer Geist und jetzt auch noch den preußischen Konservativen als Satthalter. Man sollte doch im außerpreußischen Deutschland allmählich erkennen, daß es sich hier nicht mehr um die Ernennung des Vertrauensmannes des Reiches handelt, sondern daß die ganze Sache so behandelt wird, als sei ein preußischer Oberpräsident zu ernennen!

Das ist ja das Interessante bei der Entsendung Johanns von Dallwitz: nicht nur die Elsässer sollen brüskiert werden, sondern der devote Herr von Bethmann hat den unbequemen Konkurrenten dadurch abgeschoben, daß er einer der Lieblingsideen seines kaiserlichen Herr schmeichelte: der Ausdehnung der Hohenzollernschen Hausmacht! Je niederer der Stand des neuen Statthalters, desto größer die landesherrliche Gewalt des Kaisers. Je mehr Dallwitz ein „Angestellter" Wilhelms II. und Bethmanns ist, desto deutlicher erscheint das Reichsland als preußische Provinz, desto lächerlicher wirkt seine sogenannte Verfassung und vor allem das Recht des Statthalters, die elsaß-lothringischen Bundesratsstimmen zu „instruieren"! Ein großer Herr könnte in Straßburg vielleicht doch unbequem werden; ein Dallwitz nie! Irgendein Fürst würde vielleicht auf den Gedanken kommen, für Elsaß-Lothringen etwas tun zu wollen: Dallwitz ist erstens noch nie auf einen Gedanken gekommen und wird zweitens nie vergessen, was er Preußen schuldig ist. Der Kaiser aber ist unumschränkter Landesherr, die hohenzollersche Hausmacht herrscht und Johann von Dallwitz dienert. Kurz, die Provinz Elsaß-Lothringen ist in guter Hand: Wilhelm II. hat einfach seinen Johann hingeschickt!

Eine Campagne in Frankreich.

Bei den Bauern des Allier.

Nicht eine weltgeschichtliche Verhältnisse umstürzende Kriegskampagne, wie sie in den Werken Goethes zu lesen ist, soll hier beschrieben werden. Nur von den in der Regel glücklicherweise unblutigen politischen Kämpfen eines Wahlfeldzugs wird die Rede sein. Aber es ist eine interessante Welt, in die wir die Leser führen wollen — es ist die sozialistische Bauernschaft Frankreichs.

Gewiß, auch die Kreise der industriellen Arbeiterschaft dieses Landes zeigen genug des Merkwürdigen, Eigenartigen. Trotz aller nivellierenden Wirkung der Fabrikklaverei und trotz der gleichen Richtung der sozialistischen Erziehung bringt die Verschiedenheit der Rasse und der geschichtlichen Entwickelung im städtischen Proletariat der verschiedenen Staaten bestimmte Charakterzüge hervor, die dem Bund der Internationale die Mannigfaltigkeit und die Vorteile geistiger Wechselwirkung sichern, mitunter aber wohl auch die Aufgabe stellen, das zur gemeinsamen Aktion notwendige Einvernehmen erst durch ein verständnisvolles Eindringen in die Denkweise des anderen zu gewinnen. Aber der französische Bauern-Sozialismus ist innerhalb der Internationale eine besonders charakteristische und besonders wichtige Erscheinung. Nirgendwo — abgesehen vielleicht von Skandinavien — ist die sozialistische Lehre so tief in die ländlichen Massen eingedrungen, nirgendwo hat der Sozialismus auf dem Land solche Wahlerfolge wie in Frankreich errungen. Wenn die sozialistische Partei bei der gewerblichen Arbeiterschaft Frankreichs — und gerade in ihrem aufgeweckteſten, energischesten Teil — in ihrer Propaganda auf Hindernisse gestoßen ist, die sie noch immer nicht ganz besiegt hat, so darf man sagen, daß in ihrer ländlichen Agitation der tote Punkt überwunden ist. Der größere Teil der Mandate der geeinigten Partei kommt aus Kreisen, die entweder ganz oder zu einem bedeutenden Teil agrarischen Charakter haben. Auf die Bauernschaft ist aber auch die Zukunft des Sozialismus in einem Lande gestellt, wo die Landbevölkerung noch immer die städtische überwiegt und das Stocken der Volksvermehrung die industrielle Entwickelung trotz der sonst sehr günstigen Bedingungen zurückhält. Ein Einblick in die Propaganda unserer französischen Genossen auf dem Lande wird endlich, bei aller Berücksichtigung der verschiedenen Verhältnisse, auch der Erörterung der sozialistischen Landagitation in den anderen Ländern zugute kommen, wo die Gewinnung der ausgebeuteten ländlichen Massen ebenso als Bedingung des vollen Siegs erkannt worden ist.

* * *

Bald nachdem der Zug den Bahnhof der Paris—Lyoner Bahn verlassen hat, tritt der Frühling auf beiden Seiten der Strecke an uns heran. Weiß und rosig blühende Obstbäume, Pappelreihen an Landstraßen und Wasserläufen, Weiden auf lichten Fluren, Landhäuser und Villen, deren Nüchternheit in der sonnedurchtränkten zitternden Luft Harmonie wird. Der unglückselige Stadtmensch, der die Natur einen so großen Teil des Jahres nur in Büchern und Bildersälen genießt, denkt an eine Kollektivausstellung von Sisley. An anmutig gelegenen Vororten geht es vorüber, an dem durch vergossenes Arbeiterblut zu trauriger Berühmtheit gekommenen Villeneuve-St.-Georges, an Draveil, wo Paul und Laura Lafargue ihr Leben beschlossen. Die Gegend wird allmählich ländlich. Gut gepflegte Bauernhöfe sonnen sich zwischen Obst- und Gemüsegärten, Hennen laufen mit ihrem kleinen Volk umher, da und dort weiden Kühe und Ochsen. Der Schlehdorn blüht, die Birken schimmern. Die Zweige der Kastanien entsenden eine Fülle fatteren Grüns, auf den Wiesen sind die Goldstücke des Löwenzahns ausgeschüttet. Die Landschaft ist von einer Mozartschen Süße und Heiterkeit. Eine mitfahrende Dame sagt alle fünf Minuten zu ihrer Mutter: „Ja, das französische Dorf — nichts ist so schön wie das französische Dorf." Als ob sie ihren Patriotismus in das große Buch der Natur ebenso einschreiben wollte wie in das große Buch der Staatsschuld. Nein, Madame, der Frühling ist auch in den Dörfern anderer Länder unvergleichlich schön. Muß denn derglichen werden?

Der Wald von Fontainebleau bringt ernstere Töne. Noch stehen die Bäume kahl. Die noch mittäglich scharfe Sonne löst das Gewirr der Geäste in einen braunen Dunst auf. Dörfer und Städtchen lagern um alte Kirchen. Auf den Landstraßen vor den Ortschaften wandeln gemächlich feiertäglich geputzte Menschen. Sie stehen wartend an den Bahnübergängen — viele Osterurlauber darunter, mit Eltern, Geschwistern und den Herzliebsten. So geht es, durch weite Ebenen und hügeliges Gelände, ins Departement Allier.

In Moulins müssen wir aussteigen. Eine Verabredung mit dem Genossen Charles Dumas, Deputierten und neuerlich Kandidaten von La Palisse, ruft uns für Montagmittag nach dem Städtchen Le Donjon, und wir müssen in Moulins in den Personenzug umsteigen, der uns in 1½ Stunden nach Varennes sur l'Allier bringen wird, von wo ein Bähnle nach dem Donjon führt — in unangenehm großen Intervallen allerdings. Denn der nächste Zug geht erst am anderen Morgen ab. Die Verkehrsverhältnisse gehören zu den minderen Annehmlichkeiten des Reisens in Frankreich.

* * *

Einundeinhalb Stunden Aufenthalt in Moulins reichen zu einer Besichtigung des Orts aus. Eine alte Bezirksstadt, mit einer stagnierenden Bevölkerungsziffer von etwa 15 000. In den engen Gäßchen Feiertagsstille. Auf schön bepflanzten Esplanaden vereinzelte Spaziergänger. Mehrere ansehnliche Gebäude. Ein Theater, das wohl aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts oder aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert stammt. Die Kathedrale ist sehenswert. Das von Viollet Le Duc angebaute Schiff mit den zwei Frontaltürmen ist zu den glücklichen stilistischen Anlehnungen zu rechnen. Es ist 6 Uhr abends. In der Kirche sind nur zwei alte Frauen und ein jüngerer Mann, der vor einer Altarkapelle kniet. Hat die in der letzten Woche so strapazierte Frömmigkeit am ausklingenden Ostersonntag ihre Ruhezeit begonnen?

Indes hat die Kirche überhaupt in dieser Region wenig Macht über die Gemüter behalten. Das Gebiet des Departements Allier ist immer ein Rebellenland gewesen. In der ausgehenden Römerzeit ist hier der Bauernsturm der Bagauden durchgebraust. Ungeschwächt lebt der alte Haß zwischen Schloßherren und Bauern fort. Die Landleute des Allier sind stets an der Spitze der französischen Demokratie gezogen, ihr revolutionärer Instinkt hat sie früh mit der politischen Gleichheit die soziale Gerechtigkeit fordern lassen. 1848 versammelte ein Bauernbankett in St. Leon ihrer viele Hunderte unter roten Fahnen, die die Inschrift „Tod den Reichen" trugen. 1849 wählten sie den Vorkämpfer der radikalen Republik Ledru-Rollin zu ihrem Deputierten. Nach dem Staatsstreich des Louis Bonaparte rotteten sie sich zu Tausenden zusammen, um die Republik zu verteidigen, und die „gemischten Kommissionen" des Usurpators haben Unzählige zur Deportation verurteilt. Auch der infamen Hetze, die die ganze Bourgeoisie nach der Niederwerfung der Kommune gegen die Anhänger der revolutionären Ideen veranstaltete, haben sie wacker standgehalten und sofort 2000 Stimmen für Anhänger der verfemten Anschauungen abgegeben. Und als in den Tagen des „16. Mai", da Mac Mahon am Staatsstreich arbeitete, die Republik in Gefahr war, kamen 3000 Bauern auf den Feldern bei Montluçon zusammen, um mit Flinten und Sensen nach der Hauptstadt zu ziehen. Heute aber wenden sie sich in immer wachsender Zahl der geeinigten sozialistischen Partei zu.

Das Departement Allier hat 6 Deputierte. Zwei Wahlkreise — die von Montluçon — sind stark industriell, vier ganz ländlich. Von den Wahlkreisen von Montluçon ist der eine das letztemal der Partei verloren gegangen, wird aber voraussichtlich von seinem alten Deputierten, Genossen Constans, diesmal zurückgewonnen werden. Den anderen, für die Partei sicheren, vertritt Genosse Thivrier, der Sohn des berühmten „Deputierten in der Bluse". Von den vier ländlichen Wahlkreisen waren drei sozialistisch vertreten: die beiden von Moulins (Deputierte: Mille und Brizon) und La Palisse (Deputierter: Dumas). Der Kampf spielt sich in diesem Departement eigentlich nur noch zwischen den radikalen Republikanern und den Sozialisten ab. Die Schloßherren haben ihre früheren Terrorisierungsversuche angesichts ihrer Nutzlosigkeit im allgemeinen aufgegeben, und die „Liberalen" trachten nur, die paar tausend Wähler, die ihnen durch Klassenlage, persönliche Interessen oder Tradition erhalten geblieben sind, beisammenzuhalten und ihren Einfluß bei der Stichwahl geltend zu machen.

La Palisse ist ein winziges Landstädtchen, wie übrigens auch Le Donjon, der Ort des Stelldicheins und die anderen „Städte" des Wahlkreises — eine einzige ausgenommen: Vichy, den berühmten Badeort. Alle anderen größeren Gemeinden haben so um zwei- oder dreitausend Einwohner herum. Ihre Bevölkerung besteht aus Kleinkrämern, denen es infolge der Konkurrenz der Pariser Warenhäuser und Filialgeschäfte immer schlechter geht, gedrückten Handwerkern, Landarbeitern, Kleinbauern und den Arbeitern der über die Gegend zerstreuten kleinen Kohlengruben, Fabriken für landwirtschaftliche Geräte, Mühlen usw. In vielen Orten blickt ein Schloß, in historischer oder aufgeschminkter Feudalherrlichkeit, über hohe Mauern feindselig auf die niedrigen Bürgerhäuser.

* * *

Der Zug, der mich am Montagvormittag nach Le Donjon bringt, ist vollbesetzt von Landleuten. Männer und Frauen sind fast alle sehr sauber gekleidet. Nur ein furchtbar geschwätziger, sichtlich schon schwachsinniger Alter, der anscheinend die Hälfte der Reisenden kennt, aber auch die andere mit allen möglichen Fragen belästigt, macht darin eine Ausnahme. Man spricht über das Wetter, über Verwandtschaftsangelegenheiten und lokale Ereignisse, mit einem Soldaten über Regimentserinnerungen — aber gar nicht über Politik. Auch nimmt während der ganzen Fahrt niemand ein bedrucktes Papier vor Augen — was jemandem sehr auffallen muß, der früh und abends auf der Pariser Untergrundbahn die Zeitungsmanie der Passagiere zu sehen bekommt.

Die Versammlung in Donjon ist zur Zeit meiner Ankunft beendet. Ich treffe Genossen Dumas mit einem Pariser Freund und Parteigenossen beim Mittagessen. An der Wirtstafel sitzen ihnen gegenüber noch zwei Herren. Nach der Begrüßung richte ich an Dumas die Frage, wie der Besuch der Versammlung gewesen sei. Ich sehe einen Augenblick etwas wie Verlegenheit auf seinem Gesicht. Habe ich mit meiner harmlosen Frage irgend etwas Dummes angestellt? Der jüngere von den Herren gegenüber lacht: „Ach, wir haben doch keinen Grund, Verstecken zu spielen." Und der ältere, ein rüstiger, gesund aussehender Mann, mit dem Typus des Gutsbesitzers, stimmt fröhlich ein: „Wir kennen uns ja schon, Herr Dumas, vom vorigen Male, wo ich meine Wähler für Sie zur Urne geführt habe. . . ." Das Eis ist derart durch meine Unvorsichtigkeit gebrochen und Dumas stellt mir seinen liberalen Gegenkandidaten vor. Damit ist die Steifheit überwunden, die sonst über dieser gemeinsamen Mahlzeit gewaltet hätte, und bald ist eine ungezwungene Unterhaltung im Gang. Die Wahlkampagne hat zwischen den beiden Gegnern keine Gehässigkeit geschaffen, die sie ausschlösse oder einen zynischen Zug in die jetzige Gemütlichkeit brächte. Mag sein, daß seine Aussichtslosigkeit dem Kandidaten der Reaktionäre erleichtert, seinen Feldzug loyal zu führen. Er macht aber auch sonst einen sympathischen Eindruck, durchaus nicht den eines hochmütigen Junkers oder eines Fanatikers. Uebrigens berührt das Gespräch nicht die Politik. Der in seiner provinziellen Einschicht sitzende Herr möchte z. B. von den Parisern wissen, wie eigentlich die „Tango-Farbe" aussieht. Freundlich — ja liebenswürdig ist auch der Abschied. „Viel Glück — den Umständen angemessen", wünscht Genosse Dumas seinem Gegner. „Viel Glück, unter allen Umständen", sagt der liberale Zählkandidat. Der Haß gegen die Radikalen verbindet sich mit der Ritterlichkeit des galanten Zeitalters. Man erinnert sich an das berühmte: „Schießen Sie zuerst, meine Herren Engländer!"

* * *

Der Wagen, der uns zur Wählerversammlung in Jaligny, einem etwa 10 Kilometer entfernten Ort, bringen soll, ist schon eingespannt. Aber Dumas hat noch eine ganz besonders interessante Bekanntschaft für mich vorbereitet. Er führt einen kleinen, beweglichen, alten Herrn in die Wirtsstube. Nach seinen blühenden Wangen, seiner Rüstigkeit und nach den lebhaft und fröhlich durch eine Brille blickenden Augen möchte man ihn für einen gutkonservierten Mann am Ende der Sechziger, vielleicht für einen Siebzigjährigen halten. Aber es ist der älteste Sozialist Frankreichs, ja sogar der Nestor der ganzen sozialistischen Internationale, Genosse Prevereau.

Der jugendliche Greis erzählt mir aus seinem romanhaft bewegten und reicherfüllten Leben. Ein Kind des Departements — er ist dort begütert — war er von früher Jugend auf begeisterter Anhänger der revolutionären Ideen. An der Revolution von 1848 nahm er mit Leidenschaft teil, als Anhänger Ledru-Rollins. 1852 wurde er nach dem Staatsstreich zum Tode verurteilt. Er lebte im Brüsseler Exil und auf der Insel Jersey und Guernsey zusammen mit Victor Hugo, der seine romantische Flucht — in weiblicher Verkleidung und der possenhaften Episode eines verliebten Gendarmen — in seiner berühmten „Geschichte eines Verbrechens" erzählt hat. 1860 kehrte er zurück und nahm sofort seine politische Tätigkeit wieder auf. Unter der dritten Republik war er von 1882 bis 1889 Deputierter. Er saß natürlich auf der äußersten Linken und hielt zu Clemenceau, der ihm damals als der vertrauenswürdigste und fortgeschrittenste Führer der Demokratie erschien. Aber als sich die sozialistische Partei organisierte, fand er in ihr die wahre Verkörperung der Ideale seiner Jugend. Er ist jetzt der Schriftführer der winzigen Gruppe des Donjon.

Das alles erzählte mir der Alte mit vielen Details, die sein außerordentliches Gedächtnis bewahrt hat. Dann fragte er nach der Bewegung des Auslandes, ob es auch bei uns bei den Bauern vorwärtsgehe. Und lustig schüttelt er mir zum Abschied die Hand: „Na, vielleicht komme ich noch einmal in Ihr Land hinüber."

Auf meine Frage nach seinem Alter hat mir Genosse Prevereau geantwortet: 90 Jahre. Aber er hat, wie mir Dumas anvertraut, schon 93 auf dem noch kerzengeraden Rücken. Die Koketterie des Menschen höret nimmer auf. Genosse Prevereau hat sich „jung gemacht".

Vichy, 18. April. Otto Pohl.

Politische Uebersicht.

Was ist's mit der Wahlreform.

Mit lauten Trauergesängen begleiten die konservativen und Scharfmacher-Blätter die Beförderung ihres Dallwitz. Und der Schmerz ist um so größer, als die Ernennung des Herrn v. Loebell ihnen, wie die „Deutsche Tageszeitung" gesteht, überraschend kommt. Und angenehm ist augenscheinlich den Junkern diese Ueberraschung gerade nicht. Denn der Herr v. Loebell war ja der Vertrauensmann Bülows, gegen den der Haß der Junker noch so frisch ist wie je. Und die leise Sorge zieht durch das konservative Gemüt, ob am Ende das von ihnen glücklich zerbrochene „Königswort" nicht von neuem geleimt werden soll.

In der Tat, was ist's mit der Wahlreform? Glaubt Herr v. Bethmann wirklich, die „wichtigste und

Von Düppel bis Zabern.

„Still, vom 18. April ein Lied ich singen will . . ." So begann vor 50 Jahren Theodor Fontane seinen Hymnus auf die Erstürmung der Düppler Schanzen. Und das heute ganz vergessene, damals aber ungeheuer populäre Lied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" wurde in jenen Tagen mit einer Begeisterung gesungen, von der wir uns heute keine Vorstellung mehr machen können. Wollten doch selbst die Arbeiter Hamburgs, die sich dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein angeschlossen hatten, sich bewaffnen und eine Freiwilligentruppe bilden, um den Dänen das Fell zu gerben. Lassalle riet aber ab. Die Revolution von unten für ein freies und geeintes Deutschland war nicht durchzuführen. Bismarck machte die deutsche Einheit mit der Revolution von oben, deren erste Etappe über die zehn Düppeler Schanzen und den Brückenkopf von Sonderburg ging. Von der deutschen Freiheit war freilich nicht mehr die Rede. Der Düppler Sturmmarsch war die Ouvertüre für den Triumphzug der preußischen Pickelhaube, der über Königgrätz und Sedan ging und heute nach 50 Jahren mit Zabern und seinem Drum und Dran seinen Höhepunkt erreicht hat. In anerkennenswerter Ehrlichkeit spricht auch die Kabinettsorder, die am 18. April von Korfu her „an Mein Heer" geflattert kam, nur von der „Einigung Deutschlands". Die deutsche „Freiheit" wird durch die fast gleichzeitig veröffentlichte „Dienstvorschrift über den Waffengebrauch des Militärs" zur Genüge illustriert.

Es ist daher auch begreiflich, daß die Erinnerung an die Ereignisse vor 50 Jahren im Volke herzlich wenig Begeisterung erweckt. Bei den verschiedenen Kriegervereinskommersen wird natürlich das Maul tüchtig vollgenommen, und auf jede damals eroberte dänische Schanze werden mindestens drei Glas Bier durch die nationalen Gurgeln geschüttet werden. Bei solch alkoholisierter Begeisterung wird auch die berühmte Legende vom Pionier Klinke und seinem Pulversacke wieder in neuem Glanze erstehen. Und in den Schulen mußten am 18. April die Lehrer ihre geschichtlichen Kenntnisse zusammenkratzen, um den Kindern klar zu machen, wie herrlich weit wir es unter dem Hohenzollernaar seit Düppel gebracht haben.

Preußens Heldensöhne, jene echtpreußischen Leute, deren herrlichste Vertreter der schneidige Regierungsassessor und der Gendarm sind, führen ja noch heute todesmutig den Kampf um Deutschlands Nordmark. Zwar kämpft man nicht mehr gegen den „tapferen Landsoldaten", wie die Dänen in einem Nationalliede ihre Vaterlandsverteidiger nennen. Aber die dänische Gefahr, die sich in armen Dienstknechten und Dienstmädchen, in harmlosen Konzertsängerinnen und in der Person eines Nordpolreisenden verkörpert, wird mit allen Mitteln preußischer Energie bekämpft. Man lächle nicht darüber. Die dänische Gefahr ist kein leerer Wahn. Ein Staat, der drauf und dran ist, seinen Angehörigen das denkbar freieste Wahlrecht zu geben, ein Wahlrecht, das sogar Frauen und Dienstboten mit allen politischen Rechten ausstattet, kann von echtpreußischen Leuten nur mit dem größten Mißtrauen behandelt werden. Darum müssen von der Nordmark alle freiheitlichen Bazillen, die vielleicht in der Lederhose eines dänischen Pferdeknechtes oder in den Schürzenfalten einer dänischen Dienstmagd sitzen, ferngehalten werden. Die preußischen Kulturgüter sind denn doch zu kostbar, als daß sie durch dänische Barbarei verfaut werden dürften.

Dem „Danske" sind die Schläge von Düppel ein heilsames Erziehungsmittel zur Demokratie geworden. Für den preußischen und deutschen Bürger bedeutet der Sturm auf die Düppler Schanzen den Anfang vom Ende der an sich schon so blutarmen bürgerlichen Demokratie. Die oppositionellen Fortschrittsmänner kapitulieren vor der Logik der Bismarckschen Bajonette, das goldene Zeitalter der Siegeslümmel und der Hurracanaille bricht an, um sich in unseren Tagen in einer epidemisch auftretenden loyalen Rückenmarksdarre zu dokumentieren. Da schreibt der anerkannte Herold der heutigen bürgerlichen Demokratie, Herr Theodor Wolff, daß der „demokratische Gedanke" in schuldiger Achtung die königliche Person unberührt lassen müsse. Ein Grundsatz, den z. B. auch die Liebenberger Tafelrunde in mystischer Inbrunst befolgte. Wenn das am grünen bürgerlich-demokratischen Holz geschieht, dann braucht man sich nicht zu wundern, daß fortschrittlich-liberale Schützenbrüder und Kegelfritzen Glückwunschtelegramme an einen Oberst Reuter senden, daß liberale Zeitungsmänner vor Loyalität zerschmelzen wie Butter in der Sonne, wenn ein Kronprinzenadjutant bei ihnen vorfährt und um gut Wetter für den jungen Herrn bittet.

Den Gipfel loyaler Glückseligkeit hat aber ein braver Bürgersmann in Holzminden erklommen. Dort schoß der Schützenverein zu Ehren der Geburt des Braunschweiger Thronfolgers eine Ehrenscheibe aus. Der Sieger war ein Herr Tacke. Das Ereignis war aber für diesen loyalen Untertan noch ganz besonders erfreulich. Denn Herr Tacke, so verkündet die „Holzmindener Zeitung" der staunenden Welt, rief einst als Gardist vor dem Berliner Schlosse die erste Wache heraus, die die Ehrenbezeugung vor der jungen Prinzessin (jetzigen Landesmutter von Braunschweig) zu machen hatte, die zum ersten Male spazieren gefahren wurde. Von dieser Orgie loyaler Glückseligkeit kann sich natürlich ein sozialdemokratisch verseuchtes Gemüt keine Vorstellung machen. Der Schießerfolg in Verbindung mit dieser historischen persönlichen Erinnerung — es ist nicht zum Ausdenken!

Ein Bürgertum von solchen geistigen Qualitäten erblickt in dem Wege von Düppel bis Zabern natürlich nur einen Triumphzug des höchsten Menschentums. Es ist in diesen Jahrzehnten dick und fett geworden und fragt den Teufel nach der deutschen Freiheit. Ihm graut sogar davor, denn bei aller loyaler Borniertheit ahnt es doch, daß Arbeiterköpfe und Arbeiterfäuste das bei Düppel begonnene, halbe Werk fortsetzen und ausbauen müssen. Aber dann ade satte, knechtselige Behaglichkeit! Da söhnt sich der brave deutsche Spießer schon eher mit dem Zaberner Pandurenkeller aus.

Vor mir liegt ein kleines, unscheinbares Heftchen, das vor 50 Jahren eine Massenverbreitung gefunden hat. „Gedichte und Lieder für Schleswig-Holstein" ist sein Titel. Herausgegeben ist es von Hoffmann von Fallersleben. Sein Preis ist 1 Sgr. „Zum Besten von Schleswig-Holstein." Auf dem Titelblatte steht ausdrücklich: „Kann nachgedruckt werden, aber nur zum Besten für Schleswig-Holstein." Aus diesem Büchlein sangen damals die Großväter und Väter unserer heutigen liberalen Philister:

„Greift an das Werk mit Fäusten!
Das Rechten hilft nicht mehr.
Ihr Besten und Getreusten,
Zur Tat, zur Gegenwehr!
Wenn alles ist verloren,
Dann hofft nur noch ein Tor,
Im Kampf nur wird geboren,
Was eure Ruh' verlor.

Was sie versprochen hatten
Von Recht und Billigkeit,
Ist nur ein Schall, ein Schatten,
Ein unerfüllter Eid.
Die Freiheit will errungen,
Kein Gnadenbissen sein!
Mit Fäusten, nicht mit Zungen
Greift an und schlaget drein."

Und heute? Du lieber Himmel. Da singt man auch im radikalsten liberalen Bezirksverein, die zottige Männerbrust von loyaler Rührung geschwellt, das „Heil dir im Siegerkranz". Für die Freiheit zahlt heute ein anständiger Bürger keinen Silbergroschen mehr. Heut läßt er sich von den Epigonen der Düppelstürmer alles bieten, ein Reuter und ein Forstner sind ihm die Heroen deutscher Mannestugend, denen er in seiner Stammtischecke bewundernd huldigt. Angesichts all dieser bürgerlichen Jämmerlichkeit auf der einen, der Pickelhauben-Ueberhebung und der ganzen reaktionären Wirtschaft auf der anderen Seite seien noch folgende Verse aus dem Liederbüchlein der Düppeltage zitiert:

„O Himmel, der du hoch dich wölbst,
Schau auf die Schmach, die uns geboten;
Schau her, hier wirft ein Volk sich selbst
Für ew'ge Zeiten zu den Toten! —
Und harrt ihr noch, daß kommen soll
Erst Schlimmeres dem Vaterlande?
Wann endlich ist das Maß denn voll
Der endlos aufgehäuften Schande!"

Ernst.

dringendste Aufgabe der Gegenwart" noch länger verschieben zu können. Gerade die Vorgänge der letzten Zeit haben in den preußischen Arbeitern steigende Erbitterung ausgelöst. Das preußische Polizeiministerium war ja geradezu zu einer Verschwörungsstätte geworden, wo man Tag für Tag neue Verfolgungspläne ausbrütete. Die Hetze gegen die Jugendbewegung wird je länger je mehr als eine unerträgliche Herausforderung empfunden. Den Versuch, die freien Gewerkschaften — und sie allein — für politische Vereine zu erklären, müßte Herr von Bethmann, der als Staatssekretär so feierliche Versprechungen über die anständige Handhabung des Vereinsgesetzes gegeben hatte, geradezu als eine persönliche Schande empfinden. Glaubt er wirklich, daß man in Preußen nur mit Wortbruch regieren kann?

Aber gerade diese neuen reaktionären Versuche haben auch der Arbeiterklasse aufs neue gezeigt, daß es keine Ruhe in Preußen geben darf, bis die Wahlreform errungen ist. Der Dallwitz ist weg, aber den Herren muß auch gesagt werden, daß wir für die Fortsetzung des Systems Dallwitz keine Geduld mehr aufbringen. Eine Systemänderung aber kann nur erfolgen, wenn endlich der preußische Landtag anders zusammengesetzt werden kann. Es ist wahrlich Zeit, die dringendste Aufgabe der Gegenwart in Angriff zu nehmen.

Wie Herr von Jagow Material sammelt.

Vor einigen Wochen erschien bei dem juristischen Berater einer Organisation von Kleinunternehmern, deren Bezeichnung die Meinung aufkommen lassen konnte, daß sich auch Arbeiter in ihren Reihen befänden, ein Beamter der Berliner Kriminalpolizei mit dem Ersuchen, ihm Fälle anzugeben, in denen diese Vereinigung unter dem Terrorismus der „sozialdemokratischen Gewerkschaften" zu leiden gehabt habe. Der betreffende Syndikus konnte dem Schnüffler allerdings nicht mit dem gewünschten Material dienen, ließ sich aber mit ihm in eine Unterhaltung ein, in deren Verlauf ihm sein Besucher erzählte, daß jetzt bei allen „nationalen Organisationen" ähnliche Enqueten veranstaltet würden und daß die Kriminalpolizei auch schon hier und da wertvolle Mitteilungen erhalten habe. Ueber ihren Verwendungszweck war der kundige Thebaner nicht ganz im klaren, er faselte etwas davon, daß sie als Grundlage für ein Gesetz dienen sollten, durch das die „sozialdemokratischen Gewerkschaften" unter eine schärfere Kontrolle der Polizei zu bringen seien. Wahrscheinlich liefen ihm der Schutz der Arbeitswilligen und die Erklärung der Gewerkschaften zu politischen Vereinen durcheinander.

Der Jurist, der übrigens der Sozialdemokratie nicht angehört, glaubte den Beamten belehren zu sollen, daß man von sozialdemokratischen Gewerkschaften nicht reden könne und daß es sich wohl um die freien Gewerkschaften handele. Der Abgesandte des Herrn v. Jagow aber blieb bei seiner Ansicht. Er versicherte, die freien Gewerkschaften — das seien nicht die sozialdemokratischen, sondern die anarchistischen Organisationen, und er fügte dieser Erklärung das wundervolle Polizeigeständnis hinzu, die anarchistischen Verbände seien im Grunde gar nicht so schlimm, im Gegenteil, sie hätten ihr Gutes, da sie den sozialdemokratischen Gewerkschaften Schwierigkeiten bereiteten und auf diese Weise die Aktionen der Polizei ja einigermaßen unterstützten.

So sammelt also Herr v. Jagow für sich und wohl auch im Auftrag höherer Stellen das Material zum Kampfe gegen die Arbeiterbewegung. Kriminalbeamte, denen die allerelementarsten Kenntnisse von dem Wesen der wirtschaftlichen Verbände der Arbeiterschaft fehlen, werden ausgesandt, um die Unternehmervereine, die Gelben usw. zu animieren, der Polizei von ihren schlechten Erfahrungen mit den freien Gewerkschaften Kenntnis zu geben. Schon um sich nicht gar zu sehr zu blamieren, kramt die Sorte dann allen Dreck zusammen, den sie irgendwo erreichen kann und überläßt es möglicherweise noch dem Ignoranten, der als Ausfrager gekommen ist, aus diesem Stoff einen Bericht zusammenzustellen. Auf diese Art kommen dann die Akten zustande, auf die gestützt die Polizei die Gewerkschaften mit den schikanösen Paragraphen des Vereinsgesetzes verfolgt und die den Regierungsvertretern in den Parlamenten als Unterlage dienen, daß der Terrorismus der sozialdemokratischen Arbeiter immer unerträglicher werde.

Halb zum Sterben bereit.

Sonntag tagte in Frankfurt der Gesamtvorstand des Reichsverbandes der nationalliberalen Jugendvereine. Die Herren bedauerten, wie sie mitteilen lassen, sehr, daß ihnen die nationalliberale Parteileitung Selbstmord ansinne. Um die heranwachsende Jugend zur politischen Mitarbeit heranzuziehen, sei die jungliberale Bewegung und ihre Zusammenfassung im Reichsverband unentbehrlich. Wenn jetzt schon wieder gegen den Reichsverband vorgegangen werde, so liege die Befürchtung nahe, daß das nächste Mal auch die Landesverbände und die einzelnen jungliberalen Vereine zerstört werden sollen, eine Befürchtung, die durch verschiedene Aeußerungen von altnationalliberaler Seite sehr erheblich genährt werde.

Deshalb hat der Gesamtvorstand das Verlangen, den Reichsverband aufzulösen, aufs entschiedenste abgelehnt. Ja, Kuchen! Es sind Nationalliberale und so wird der Vorstand in Verhandlungen eintreten, in der Hoffnung, die Gesamtpartei von der Schädlichkeit seines Selbstmordes vielleicht überzeugen zu können. Und auch darüber wollen sie Besprechungen pflegen, wie bei Erhaltung des Reichsverbandes doch ein dauerhafter Friede in der nationalliberalen Partei hergestellt werden könne. Also noch nicht zum Tode, aber doch schon zur Selbstverstümmelung bereit. Und das nennt sich — Jugend!

Wahlrede des französischen Ministerpräsidenten.

Souillac, 19. April. Ministerpräsident Doumergue, der hier heute sprach, kritisierte in seiner Rede lebhaft die Haltung seiner Vorgänger und warf ihnen besonders vor, daß sie das republikanische Programm lediglich als Etikette benutzt hätten. Zur Frage der militärischen Organisation übergehend, legte er dar, daß seine Regierung das Dreijahrsgesetz loyal angewendet habe, und erklärte, es würde für die Sicherheit des Landes gefährlich sein, wie es die Gegner wollten, zu sagen, daß dieses Gesetz für die Zukunft jeden Verbesserungsversuch ausschließe. Wir müssen uns, fuhr der Minister fort, sehr stark erhalten, solange nicht alle Völker, wie es zu wünschen ist, durch gleichzeitige Verträge ihre Rüstungen eingeschränkt haben und entschlossen sind, ihre Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Wege zu regeln. Der Ministerpräsident wies darauf hin, daß diejenigen, welche ihn hinsichtlich der nationalen Verteidigung der Lauheit beschuldigten, sich gescheut hätten, die notwendige finanzielle Deckung vorzuschlagen, die gleichzeitig mit dem Militärgesetz hätte angenommen werden müssen. Das notwendige Gleichgewicht im Budget könne nur gesichert werden bei einer Steuer auf das Kapital und das Einkommen, ohne Befreiungen und Privilegien für irgendeine Art von Einkommen. Der Minister wandte sich gegen diejenigen, welche sich damit einverstanden erklärten, daß eine Steuer auf das Einkommen gelegt werde, die aber dem Staate nicht die Möglichkeit geben wollten, dieses Einkommen festzustellen.

Zur Wahlreform sagte der Ministerpräsident, er könne sie nur auf der Grundlage des Majoritätsprinzips zulassen, wobei jedoch den Minoritäten eine gerechte Vertretung zuzubilligen wäre.

Die italienische Streikbewegung.

Rom, 19. April. Während noch immer Ungewißheit über den Ausbruch des Streiks der Eisenbahnarbeiter herrscht, ist, wie schon kurz gemeldet, in den staatlichen Tabakfabriken ein Ausstand ausgebrochen. In Rom, Neapel, Mailand, Turin, Genua und Venedig haben die Tabakarbeiter ihre Tätigkeit niedergelegt. Die Einstellung der Arbeit vollzog sich in größter Ruhe und Ordnung. Die Regierung erhielt vom Syndikat der Tabakarbeiter eine Aufstellung der Forderungen übermittelt.

Aus Groß-Berlin.

Was ist der „Schatz der Armen" wert?

Freilich, die „Morgenpost", das ist doch noch ein Blatt, das ihren Abonnenten etwas zukommen läßt. So oft sie ein Jubiläum feiert, erläßt sie ein Preisausschreiben und es kommt ihr auf zwei- bis dreitausend Mark nicht an. Als ihre Abonnentenzahl auf 400 000 angewachsen war, blühte allen Armen wieder das Glück! Wie groß wird die Summe der Kleinen Anzeigen sein, die in vier aufeinanderfolgenden Sonntagsnummern in ihrem Blatte erscheinen werden? Für die richtigen Lösungen dieser Frage waren Preise in der Gesamthöhe von 3000 Mark ausgesetzt. So etwas zieht immer. Man muß sich die Sympathien der Leser warm halten, und das tut man am besten, wenn man sie ab und zu anfeuert, ihr Glück zu versuchen.

Dreitausend Mark sind ein Dreck für die „Morgenpost", aber den Lesern schickt er Wohlgerüche in die Nase. Ein Unternehmen, das jährlich Millionen abwirft, kann einmal Zehntausende Leser auf den Trab bringen. Was kostet der Spaß? Dreitausend Mark. Eine Lappalie. Wer wie die „Morgenpost" nur der nackten Gewinnsucht frönt, kann schon gelegentlich die Spendierhosen anziehen. Das Hemd der Gesinnung ist schmierig, aber die moderne Spendierhose besticht. Man mag das Mäntelchen immerzu geschäftig nach dem Winde von oben drehn, wenn man sich nur die Liebe der unteren Schichten im Sturme erobert. Man ist der „Schatz der Armen" und streicht jährlich Millionen ein, man ist der „Hort der Vielen" und hat doch nur einen einzigen Zweck. Geld, recht viel Geld zu bringen.

Boldt hieß der Mann, der den ersten Preis gewann. Er hat auf die Zahl 24 093 geraten. Es war ein Sonntag und ein Morgenpost-Auto hielt vor seinem Hause. In der Straße war ein Aufsehen wie noch nie.

„Die „Morgenpost" hatte es schon in alle Häuser getragen, daß Herr Boldt außer dem Hauptgewinn auch das Recht errungen hat, 20 Kinder nach seiner Wahl auf Kosten der „Berliner Morgenpost" auf vier Wochen in die Ferienkolonie zu schicken. Hier lag für die Freunde, Bekannten und sämtliche Unbekannten die Möglichkeit vor, von dem Segen sozusagen auch noch ein Häppchen abzubekommen. . . .

Boldt stand da wie ein kleiner Napoleon — und notierte. Ob er jemals vorher so von Frauen umworben worden ist? Wie mag ihm zu Mute gewesen sein, als er sich so als Gebieter über das Wohl und Wehe vieler fühlen konnte! Als er sich mit einem Ruck emporgehoben sah über das Niveau seiner Umgebung, hineingehoben aus der Sphäre des Empfangens in die des Gewährens.

Und wie mag ihm zu Mute gewesen sein, als der Besucherinnen immer mehr wurden, als die Treppe sich unter der ungewohnten Last fast bog! Als die Fortgehenden sich kaum mehr an den Kommenden vorbeischlängeln konnten!

Und so ein „großes Los" sieht immer noch etwas Geheimnisvollem, Schicksalsschwerem, Tiefgründigem aus. Von dem Glücklichen aber, dem es in den Schoß gefallen ist, scheint eine Art Fluidum auszugehen. Er hat so ein gewisses Etwas an sich, wie einer, mit dem das Schicksal etwas Besonderes vorhat."

Ja, tausend Mark ließ die hochherzige „Morgenpost" den Mann gewinnen, und Hunderte Bittsteller hat sie ihm auf den Hals gejagt. Ihm fiel das „große Los" in den Schoß, aber er konnte sich vor den Müttern der Kleinen nicht retten. Sie rannten ihm die Türe ein, ging doch auch eine Art Fluidum von ihm aus. Die Treppe bog sich fast unter einer ungewohnten Last. Mütter flehten, Kinder weinten und über allem schwebte in der Sphäre des Gewährens, wie ein kleiner Napoleon, Herr Boldt. Was willst du noch mehr, mein Gold? Es war für die „Morgenpost" ein Sieg auf der ganzen Linie. Ihr Banner war entfaltet, sie riß die einfältigen Herzen empor. Dreitausend Mark hatte sie „springen" lassen von einem Gelde, das aus dem Boden der Gemeinheit und des Schwindels wächst.

Wer bezahlt die Kleinen Anzeigen, die die „Morgenpost" zum Schatz der Armen machen? Kuppler, Kartenlegerinnen, „bessere" Mädchen und weise Frauen. Greift nur hinein in den vollen Inseratenteil, wo ihr ihn anpackt, ist er pikant.

Witwenball. Inselstraße 10. Am 2. und 3. Feiertag Großer Festball mit anschließendem Ostereierfuchen.

Graphologin, weltberühmt. Telephon Königstadt 296. Sprechstunden täglich. Simon, Marienburger Str. 36.

Ein Mägdelein gar lieb und fein, Die möcht' nicht länger einsam sein. Drum heiratet sie riesig gern Einen gutsituierten ältern Herrn. Postlagernd „C. B. 25" Tempelhof.

Diskret allen vorkommenden Fällen ältere Hebamme Kanzler, Brunnenstr. 27.

Auf einer solchen Höhe steht der Anzeigenteil der Zeitung, die sich rühmt, daß sie alles sagt, was gesagt werden muß, um dem Niedergang des öffentlichen Geistes, der bis in die Innerlichkeiten der Familie hinein seinen kalten Hauch bläst, zu begegnen. Im Hause des Arbeiters darf kein Platz sein für ein solches Blatt. Locker ist in der Moral, Verräter an seiner Klasse, wer es dennoch hält.

Zwei Frühlingsfeiern für die schulentlassene Jugend

bewiesen am gestrigen Sonntag aufs neue, wie die Arbeiteretern und deren ins werktätige Leben tretende Kinder immer mehr beseelt werden von dem Gedanken, daß zu den schneidigsten Waffen des Proletariats in erster Linie die geistige Fortbildung gehören muß. Die schon zur lieben Einrichtung gewordenen Jugendfeiern sind nur der erfolgreiche Anreiz zum Aufstreben des Geistes aus des Volkes eigener Kraft. Sie führen der Arbeiterjugend mit künstlerisch fein abgestimmten Darbietungen lebendig vor Augen, daß die Kunst, das Erbe unserer großen Geistesheroen, ein besserer Erzieher ist als der Gewissenszwang nach bekannter nationalistischer Schablone. Sie öffnen den zum Erwerb reif gewordenen jungen Menschenblüten weit den Blick in geistiges Neuland und spornen die jungen Kämpfer an zum Ringen um die Wahrung der Menschenwürde. Warm leuchtete prächtige Frühlingssonne. Wärmer wurde es im Herzen der vielen Hunderte, die freudig dem Weckruf gefolgt waren, als zündende Belehrungen, hehre Dichterworte, machtvolle Musikklänge von der Festbühne erschollen. Im Gewerkschaftshaus am Engelufer fesselte Simon Katzenstein mit großangelegter Festrede die lauschende Jugend. Den Arbeitern und ihren Kindern nicht nur das Recht auf Arbeit, auch das Recht auf Freude und Genießen! Luise Zietz gewann im Moabiter Gesellschaftshaus am Engelufer fesselte Genosse Katzenstein mit großen „Da draußen das ewig wiederkehrende Naturwunder des Frühlings und hier drinnen vor uns das Auferstehungswunder, das sich kundgibt in unseren aus dem Schlaf geweckten Kindern, — so werden wir mit Mut, Kraft und zähem Willen schließlich siegen über die verderblichen Mächte, die auch schon die Jugend vergiften!" Wie immer vor dem empfänglichsten und dankbarsten Publikum, spielten die in den Dienst der guten Volkssache gestellten Künstler, von Beifall umbraust, mit ganzer Seele. Wünschenswert wäre es, auch zu den weniger bekannten alten Volksliedern beim Sologesang den gedruckten Text verteilen zu lassen. Das prachtvolle Sonntagswetter, das halb Berlin in die Umgebung trieb, hatte den Besuch nicht im mindesten beeinträchtigt. Beide Festsäle waren dicht gefüllt, ein schönes Zeichen für den ernsten Zusammenhalt der jugendlichen Unserigen.

Die zusammengebundenen Leichen eines Brautpaares wurden am Sonnabendabend aus dem Tegeler See geborgen. Vor mehreren Wochen hatten in der Nähe der Insel Scharfenberg sich der Schlächter Herrmann Korell und die Verkäuferin Therese Vogerl in das Wasser gestürzt. Jetzt hat man die Leichen des Paares geborgen. Die Toten hielten sich innig umschlungen und waren durch einen Strick zusammengebunden. Die Leichen wurden nach dem Friedhof in Tegel übergeführt.

Ferner wurde aus dem Tegeler See der Leichnam des Kaufmanns Friedrich Bierwerth aus Berlin gelandet. B. stürzte sich bei Saatwinkel in den Tegeler See, ging sofort unter und ertrank.

Mit Maske und Revolver ausgerüstet war ein Einbrecher, der in der Bärwaldstraße auf einer „Flatterfahrt" überrascht und unschädlich gemacht wurde. Ein Hausbewohner stieß auf dem Boden auf einen maskierten Mann, der eifrig beim „Aufräumen" war und ihm auf seine Frage, was er dort suche, den Revolver vorhielt mit der Drohung, daß er ihn niederschießen werde, wenn er es wage, ihn anzurühren. Der Mann schlug Lärm, und als bald darauf polizeilicher Schutz eintraf, hatte sich der Maskierte hinter allerhand Gerümpel verbarrikadiert. Er entpuppte sich als ein „Schlosser" Johannes Krostinat.

Ueberfall im Walde.

Das Opfer eines Ueberfalles wurde die Ehefrau des Kellners Werner im Forst bei Hessenwinkel. Als Frau W. den Waldweg zwischen Rahnsdorf und Hessenwinkel passierte, trat plötzlich ein fremder Mann auf sie zu, stürzte über sie her und würgte sie am Halse. Die Gefährdete setzte sich mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften zur Wehr und sie brachte es auch fertig, sich für einen Moment von dem Attentäter zu befreien und um Hilfe zu rufen. Nun zog es der gemeingefährliche Bursche vor, die Flucht zu ergreifen. Er lief in die Waldung hinein und konnte, trotzdem bald darauf der Forst durch Beamte abgesucht wurde, nicht dingfest gemacht werden.

Die Leichen zweier junger Mädchen wurden gestern in Moabit aus der Spree gelandet. Vor dem Hause Holsteiner Ufer 28 landete man die 16 Jahre alte Tochter Erna des Verwalters Schlawjinski aus der Friedrich-Wilhelm-Straße zu Tempelhof. Das Mädchen entfernte sich vor einigen Tagen aus der elterlichen Wohnung und hinterließ einen Zettel, daß es sich das Leben nehmen werde. Ihren Vorsatz hat es auch wahr gemacht, doch weiß man nicht, was das Mädchen zu diesem Verzweiflungsschritt getrieben hat. Unaufgeklärt ist auch noch der Selbstmord der ebenfalls erst 16 Jahre alten Verkäuferin Ella Schmidt aus der Lessingstraße, deren Leiche an der Gotzkowskybrücke aus dem Wasser gezogen wurde. Vor ungefähr vier Wochen sprang das Mädchen in der Nacht um 3 Uhr von der Moltkebrücke in die Spree. Aus Papieren, die man in der zurückgelassenen Handtasche fand, ging der Name der jugendlichen Lebensmüden hervor. Diese hatte abends um 8 Uhr ihr Gehalt von 40 M. erhalten und sich dann von der Arbeitsstelle am Rosenthaler Tor entfernt. Wo sie sich bis 3 Uhr aufgehalten hat, weiß man nicht. Jedenfalls fand man ihren Lohn nicht mehr in der Tasche. Man vermutet, daß ihr dieser gestohlen worden ist und sie aus Gram hierüber den Tod im Wasser gesucht hat. Die Leichen der Mädchen wurden nach dem Schauhause gebracht.

Aus dem Fenster gestürzt

ist gestern vormittag die 42 Jahre alte Ehefrau Helene des pensionierten Schutzmanns Maß aus der Rembrandtstraße zu Friedenau. Frau Maß besuchte gestern ihre leidende Mutter am Bethanien-Ufer 2, um sie zu pflegen. Sie selbst leidet an Schwindelanfällen und fiel in einem solchen, als sie aus dem Küchenfenster im vierten Stock auf den Hof sah, auf diesen hinab. Hierbei zog sie sich so schwere Verletzungen zu, daß sie bald darauf im Krankenhaus Bethanien, wohin man sie brachte, verstarb.

Letzte Nachrichten.

Die belgischen Wahlen.

Brüssel, 19. April. Die Wahlen zur Erneuerung der Hälfte der Sitze in der Kammer sind auf den 24. Mai festgesetzt worden.

Automobilzusammenstoß.

Kottbus, 19. April. Heute streifte auf der Forster Chaussee in der Nähe des Zollhauses ein Kraftwagen des Händlers Erdmann aus Forst das Automobil des Kammerjunkers v. Natzmer aus Trebendorf beim Ueberholen. Der Kraftwagen des Herrn v. Natzmer überschlug sich und die vier Passagiere sowie der Chauffeur wurden herausgeschleudert. Frau v. Natzmer erlitt einen Bruch des Schlüsselbeins, Rippenbrüche und eine Verstauchung der Wirbelsäule, Fräulein Weidmann aus Spremberg einen schweren Schädelbruch und Unterkieferbruch und Gräfin v. Itzenplitz einen leichten Schädelbruch, während der Chauffeur eine Gehirnerschütterung davontrug.

Schwere Fliegerunfälle.

Paris, 19. April. Heute nachmittag ereignete sich auf dem Flugfelde von Buc ein Unglücksfall, bei welchem zwei Flieger getötet und zwei schwer verletzt wurden. Die Flieger Deroye, Pesille, Cuenet und Buidot bewarben sich mit ihren Eindeckern um den Schnelligkeitspreis als plötzlich die Flugzeuge von Deroye und Buidot, welche je einen Fluggenossen an Bord hatten, zusammenstießen und unter furchtbarem Krachen zu Boden stürzten. Das Benzinreservoir des Eindeckers Deroye explodierte und stand in einem Nu in Flammen. Deroye und sein Fluggast d'Albain konnten nur als Leichen geborgen werden. Buidot und sein Fluggast Pelado erlitten lebensgefährliche Verletzungen. Das Schaufliegen wurde sofort abgebrochen.

Theater.

Montag, den 20. April 1914.

Anfang 5 Uhr.

Passage-Theater. Kino-Varieté.

Anfang 6½ Uhr.

Eines Nollendorf-Theater. Was mir die Wildnis gab.

Anfang 7 Uhr.

Kgl. Opernhaus. Parsifal.
Kgl. Schauspielhaus. Peer Gynt.

Anfang 7½ Uhr.

Deutsches. Was ihr wollt.
Lessing. Nach Damaskus.
Zirkus Schumann. Galavorstellung.

Anfang 7½ Uhr.

Metropol. Die Reise um die Welt in 40 Tagen.

Anfang 8 Uhr.

Urania. Mit Roosevelt in Britisch-Ostafrika.
Deutsches Opernhaus. Das Rheingold.
Kammerspiele. Der Snob.
Deutsches Künstler-Theater. Der Raub der Sabinerinnen.
Berliner. Wie einst im Mai.
Königgrätzer Straße. Mr. Wu.
Theater des Westens. Polenblut.
Theater am Nollendorfplatz. Der Juxbaron.
Thalia. Wenn der Frühling kommt.
Kleines. Zetchen Gebert.
Theater an der Weidendammer Brücke. Der müde Theodor.
Trianon. Die Rotbrücke.
Komödienhaus. Kammermusik.
Lustspielhaus. Die spanische Fliege.
Schiller O. Das große Licht.
Schiller Charlottenburg. Wann wir alten. Liebe. Lottchens Geburtstag.
Montis Operetten. Jung-England.
Residenz. Der Regimentspapa.
Rose. Die Dollarprinzessin.
Kasino. Wo die Liebe hinfällt.
Reichshallen. Stettiner Sänger.
Herrnfeld. Die von oben und unten.
Wintergarten. Spezialitäten.
Apollo. Der Stolz der 3. Kompagnie.
Palast-Theater. Spezialitäten.

Anfang 8¼ Uhr.

Friedrich-Wilhelmstädtisches. Die Förster-Christl.
Luisen. Freie Bahn.
Walhalla. Tangofieber.
Folies Caprice. Tobuwabohu. Das Karnickel. Das Erdbeben.

Anfang 8½ Uhr.

Neues Volks-Theater. Frau Warrens Gewerbe.

Anfang 9 Uhr.

Admiralspalast. Im Tangoklub.
Berliner Eispalast. Eisballett. Amor auf Urlaub.
Eines Nollendorf-Theater. Was mir die Wildnis gab.

Sternwarte. Invalidenstr. 57—62

Oeffentliche politische Versammlungen.

Dienstag, den 21. April 1914, abends 8½ Uhr:

Große öffentliche Frauen-Versammlung

in der **„Neuen Welt“**, Hasenheide 108–114.

Tagesordnung:

Die Arbeiterfrauen und der Weltfrieden.

Es werden sprechen:

Vertreterinnen der Frauen aus **Holland, Rußland, England, Finnland, Frankreich, Oesterreich** und der **Schweiz**; ferner die deutschen Genossinnen **Klara Zetkin** und **Luise Zietz.**

190/7* Der Einberufer: **Eugen Ernst**, Lindenstr. 2.

Steinarbeiter!

Dienstag, den 21. April 1914, abends 8 Uhr, im „Englischen Hof“, Alexanderstraße 27c:

Versammlung der Grabsteinbranche.

Tagesordnung:
Bericht der Kommission und weitere Stellungnahme.

Mittwoch, den 22. April 1914, abends 8 Uhr, in der Neuen Philharmonie, Köpenicker Straße 96/97:

Kombinierte Versammlung

Tagesordnung:
1. **Die Anträge zum Verbandstage.** 2. Stellungnahme zum 1. Mai.

Die Kollegen werden ersucht, ohne Ausnahme und pünktlich zu erscheinen.

171/16* **Die Ortsverwaltung.**

Spezialarzt f. Geschlechtskrankheiten, Hautleiden, Schwäche, Ehrlich-Hata-Kuren, Blut- und Harn-Untersuchungen.
Dr. med. Karl Reinhardt. Institute:
Neanderstraße 12 nahe d. Köpenicker Straße. Sprechst. 5—7, Sonntags 10—11.
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr., Sprechst. ½11-2. u. ½8-½10 U. abds., Sonnt. 11-1.
Für Frauen: 12—2 Uhr.
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. Vorzügl. Dauererfolge, auch bei schwersten, veraltetsten Fällen. Keine Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.
Man verlange im eigenen Interesse 48 Seiten starke Broschüre gratis und franko per Post i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Instituten während d. Sprechst. gratis erhältl. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.
Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheuerlicher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.

Fordern Sie

Engel-Marke

wenn Sie Flaschenbier kaufen, dann erhalten Sie das gewünschte „Engelhardt“

„Caramel-Bier“

alkoholarm, pasteurisiert

:: Erstklassige Briketts ::
Michel
M.S.— f. 1000 Stück, Riesenformat 7, Halbsteine M. 0.73 f. 1 Zentner, feinst. Brennholz billigst.
Michel-Brikett-Vertrieb Neukölln, Kniesebeckstr. 148. Telephone: 1610 u. 2133.

Metalloidbrücken (D. R. G. M.) Billigster, nicht herausnehmbarer, Zahnersatz. Alleinvertrieb für ganz Groß-Berlin.
Mod. Zahnkunst, Neukölln, Bergstr. 156 u. **Kutzer,** Charlottenburg, Kantstr. 49.

Frack-Verleih-Institut A. Borchardt, Friedrichst. 115, Grand-Tor. Tel. Nrd. 10654, verl. Frack-, Smoking-, Gehrockanzüge in verschied. Preislag. bis z. elegantest. Genre. Sehr große Ausw. Mäß. Preise.

Schultheß' Schweizer-Stumpen Enormer Verdienst! bei direktem Bezuge. Münzstr. 11. Norden 9928.

In Freien Stunden Die Wochenschrift für Arbeiterfamilien Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.

Arbeiter-Gesundheits-Bibliothek 38 verschiedene Hefte à 20 Pf.

Bett-Ausstattungen
Bettwaren jeder Art, wie Betten, Inletts, Bettwäsche, Stepp-, Daunen- und Schlafdecken. Metallbettstellen und Matratzen.
Dampf-Bettfedern-Reinigungsanstalt mit elektr. Betrieb
Willi Schmeck, Schöneberg, Martin-Luther-Str. 82 T.: Kurf. 8944.
Lieferant der Konsumgenossenschaft Berlin u. Umg. E. G. m. b. H.

Knaben- und Jünglings-Garderobe
Großes Lager in jeder Ausführung, nur eigene Anfertigung, zu sehr billigen Preisen.
Herren-Garderobe nach Maß
Karl Hustädt, Koppenstr. 85, parterre.
2 Minuten vom Schles. Bahnhof.

Geschützt sind Sie vor Husten und Heiserkeit, Katarrh beim täglichen Gebrauch von **Wybert-Tabletten**
Vorrätig in allen Apotheken und Drogerien
Preis der Original-Schachtel M. 1

Schutz vor Staub und Schmutz

ist wichtig für die Gesundheit. Mütter kaufen Quaker Oats, weil sie wissen, dass das geschlossene Paket nur reine, gesunde Nahrung enthält — frei von Unreinlichkeiten — frei von Bakterien irgendwelcher Art.

Gratis-Löffel für Quaker Oats Konsumenten

Quaker Oats Pakete enthalten Gutscheine, für welche wertvolle, schwer versilberte Löffel gänzlich kostenlos erhältlich sind.

Quaker Oats gibt alle Nährkraft, welche man von einem Nahrungsmittel erwarten kann, und ist für wenig Geld erhältlich.

Erstes Spezialhaus für Gummimäntel

Herren-Mäntel: 14, 16, 19, 25, 30, 35, 40 Mark usw. □ □ □ **Damen-Mäntel:** 23, 25, 28, 30, 35 Mark usw.

Garantie für Wasserdichtigkeit von 25 Mark an.

Benedict Schwarzer, Berlin C., Dircksenstr. 36, Ecke Kaiser-Wilhelm-Str. 21.

Ratenzahlung ohne Preisaufschlag!

Der Leipziger Hochverratsprozeß

wider **Bebel, Liebknecht, Hepner**

Vor dem Schwurgericht zu Leipzig
:: :: vom 11.—21. März 1872 :: ::

Mit einer historischen Einleitung von Wilhelm Liebknecht

Preis gebunden Mk. 4,—

Für jeden Parteigenossen, der die Geschichte der Partei kennen will, ist dieses Buch geradezu unentbehrlich. Alle Vorgänge in der Partei seit ihrer Gründung, ihre Beschlüsse und Aktionen, die Korrespondenz der Angeklagten und des Parteiausschusses mit Genossen und Politikern im In- und Ausland — alles liegt hier gesammelt vor. Das Buch ist daher auch ein reiches politisches Quellenwerk und ein Arsenal der gesamten sozialistischen und revolutionären Literatur bis in den Anfang der siebziger Jahre. Das Buch bringt außerdem in einem Anhang eine Reihe historischer Aktenstücke (Kongreßprotokolle, Broschüren, Reden, Aufrufe, Zeitungsartikel usw.), die in den Prozeßverhandlungen zur Verlesung kamen. Diese Schriftstücke sind im Buchhandel längst vergriffen oder in alten Zeitungsjahrgängen vergraben, für die meisten Leser also unzugänglich. Ein ausführliches Personen- und Sachregister erhöht den Wert dieser Ausgabe, indem es das rasche Nachschlagen der zahlreichen historischen Daten ermöglicht und über den reichhaltigen und verschiedenartigen sachlichen Inhalt leichten Ueberblick bietet.

Der Unterzeichnete bestellt hierdurch bei der Expedition des „Vorwärts“, Berlin SW. 68, Lindenstr. 69

Leipziger Hochverratsprozeß

geb. zum Preise von 4.— M., zahlbar in Wochenraten von 50 Pf. oder 1 M. — Das Buch wird mir sofort geliefert, doch bleibt es bis zur vollständigen Bezahlung Eigentum der obigen Firma.

Name _____

Wohnung _____ Bitte deutlich zu schreiben.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Meyer, Steglitz. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Paul Singer & Co., Berlin SW.

Hierzu 1 Beilage.

Nr. 107. 31. Jahrgang. **Beilage des „Vorwärts" Berliner Volksblatt.** Montag, 20 April 1914.

Der Waffengebrauch des Militärs.

Vor der neuen Vorschrift.

Nach der neuen Vorschrift.

Das Lied der Berge.

Das ist das Lied der Berge!

Empor!

Hoch blinkt das Gipfellicht. Das freie, blendende Licht der Höhen. Ueber den Wolken stehst du und bist frei.

Und so nah ist dir die Sonne; und so weit alle Tiefe. So klein alles Kleine. Aber groß ist die Weite und die Höhe, und die Tiefe und das Licht sind unendlich.

Empor! ruft alles.

Auf zur Sonne! Steige empor und stehe. Sei frei!

So klingt das Lied der Berge.

Hörst du Herz den Klang? Und du stockst nicht vor Lust. —

Armes Herz. Wie bist du klein geworden in der großen Stadt. Mürbe gehetzt. Erdrückt ist deine große Sehnsucht in kleine Wünsche und Begierden. Geschwunden dein Wille, dein großes, weltkrafttrotzendes Wollen. Du bist fremd geworden in der heimischen großen Welt. —

Nun ruft das Lied der Berge und der Lüfte:

Raffe dich auf. Finde dich hinauf.

Steige empor und werde frei. Werde fröhlich!

Fühlst du nicht das Jauchzen der Gipfel? Es ruft dich zum göttlichen Fröhlichsein.

Vergessen sollst du. Verfluchen und vergessen. Verlieren, was du nie gefunden.

Schüttle ab den Staub von Kleid und Seele. Blase die Gifte und Dünste der hungrigen Stadt hinweg. Der Ruf der Berge ist der neue, ewig uralte Odem der Welt.

Du sollst Mensch sein. Nur Mensch.

Verlieren sollst du und dich ganz gewinnen . . .

Du zögerst?

Wie wollte man dich niederzwingen — in falsche Tugend und Enge. Daß die Schönheit nicht lebe, die Freiheit sterbe. Daß die Wahrheit im Schatten der Niederungen und Schleichwege trolle und die Liebe hinter den Fenstern erbleichend verblühe.

Daß nirgendwo Glück und alles ersterbe in der Karrenfahrt: Dasein —

Dem Sisyphus gleich schien das menschliche Tun und Sein. Zu rollen den Stein der Qual und Arbeit, Sehnsucht und Lust.

Wendet euch Hände und Füße. Rührt euch. Stoßt ihn hinab, den Stein. Laßt ihn rollen ins Tal. Alle Schwere muß hinab. Alle Freiheit muß hinauf.

Empor.

Empor über deine Wolken: Schicksal. —

Hinauf zu deiner Sonne: Glück.

Empor! Hoch klingt das freie göttliche Jauchzen der Gipfel. Das Gipfellicht singt. Den Fröhlichen segnet die Sonne; der Starke wird siegen. Denn dein ist die Kraft, o Mensch die Kraft und die Herrlichkeit!

Julius Zerfaß.

Der goldene Mund.

Von Rei Marut.

„— — Seine Majestät der König hat von seinem Begnadigungsrecht keinen Gebrauch gemacht.

Vorgelesen und unterschrieben — hier den Namen — —

Falls Sie noch irgendeinen Wunsch haben sollten betreffs Regelung Ihrer Privatverhältnisse oder einen Wunsch bezüglich des Essens —"

„Nein!"

„Ueberlegen Sie. Ich lasse in einer Stunde noch mal anfragen. Ein Aufseher ist ja auch in der Nähe. Er hat den Auftrag, irgendwelche Wünsche Ihrerseits mir sofort zu überbringen. Wollen Sie den Beistand des Geistlichen?"

„Ich bitte darum."

„Adieu! Und Kopf hoch! Tragen Sie es mit Fassung. Muß nu mal sein. Ein bißchen zusammengenommen. Sie waren doch Soldat. Na also! Paar Stunden gehen rasch vorüber."

„Jawohl, Herr Oberstaatsanwalt!" — — — — — — — —

„Na, Jungeken! Morgen früh um fünfe hacken sie dir deine Rübe runter. Prost Mahlzeit! Eklig, was? Macht weiter nischt. Wie denkste denn nu darüber? Hä!?"

„— — —"

„Un nu kannste dir was wünschen, weißte, Kalbsschnitzel mit dickem Spargel. Un wenn de willst, ne halbe Pulle Champagner kannste dir ooch leisten. Ne Zigarre für fünfundzwanzig, sogar een halbes Dutzend. Hä!?"

„— — —"

„Ja, is mulmig, was? Ja, ja, wenn man so denkt, morgen früh um halb sechse is Zappen ab, da liegste halt schon mit de Beene am Koppe wie een Schlangenmensch."

* * *

„Mein Sohn, Sie haben mich rufen lassen."

„Jawohl, Herr Pastor."

„Das ist schön von Ihnen. Nun ist doch noch nicht alles verloren."

„Doch, Herr Pastor, das Leben ist doch jetzt futsch."

„Aber die Seele retten wir. Das ist die Hauptsache. Sieh, mein Sohn, was liegt an dem bißchen Leben?"

„Ja, nicht wahr, Herr Pastor? Was liegt an dem bißchen Leben? Und wenn ich Ihnen nun das Genick umdrehe, Ihre Seele ist doch gerettet —"

„Wäärtcer — Wäärt—e—e—e—r!"

„Wie gesagt, Herr Pastor, was liegt an dem bißchen Leben? Nicht wahr, wenn nur die Seele gerettet ist. Aber, da brauchen Sie doch nicht so mordsmäßig zu schreien. Das kleine bißchen Leben — das bißchen —"

„Wir wollen ein gemeinsames Gebet sprechen, damit Sie ruhig werden:

Unser Vater, der du bist im Himmel! — — — — —"

* * *

„Du, ich soll noch mal fragen, was du abend essen willst, sonst kriegst du bloß Mehlpampe, wenn de dir nischt bestellst."

„Wenn Sie mich doch nur endlich in Frieden lassen möchten."

„Weißte, wenn du das Kalbsschnitzel nich essen willst, kannste es ja doch bestellen. Is doch egal, ob ich es essen tu oder ob du es itzt. So'n Esel bin ich doch nich, daß ich nich begreife, wenn de keen rechten Appetit mehr hast. Tät mir genau so gehen. Aber du wirst doch den Brüdern nich das Kalbsschnitzel und den dicken Spargel schenken und die halbe Flasche Champagner. Die schenken dir ooch nischt, nich mal das nackte Leben. Na?"

„— — —"

* * *

„Du, uffstehn! Is nu Zeit! Dalli! — Ach so, bist schon uff! Hier haste een reenes Hemde. Un hier haste den Kamm, daß de manierlich aussiehst um Kopp."

* * *

„Guten Morgen, mein Sohn! Unser Herr und Heiland wird dir beistehen in seiner unendlichen Güte."

„Guten Morgen, Herr Pastor —"

„Laß dich nicht stören, mein Sohn, beim Anziehen. Du hast nur noch zehn Minuten. Sprich nur, wenn du noch etwas auf dem Herzen hast. Ich höre schon."

„Herr Pastor, das steht doch wirklich in der Bibel: wer Menschenblut vergießet, deß — — —"

„Ja, gewiß, mein Sohn!"

„Wo, Herr Pastor?"

„Im alten Testament. Im Mose —"

„Das steht doch auch in der Bibel: nicht siebenmal sollst du deinem Bruder vergeben, sondern siebenzigmal siebenmal — und: richtet nicht, auf daß ihr —?"

„Ja, — — das steht — —"

„Wo, Herr Pastor?"

„Im — Ja — Hm! Hm! Bete, mein Sohn, du hast nur noch fünf Minuten."

* * *

„Morg'n!"

„Guten Morgen, Herr Oberstaatsanwalt!"

„Fertig?"

„Bloß noch das Haar kämmen, Herr Oberstaatsanwalt."

„Ich habe soeben gehört, Sie hätten keinerlei Wünsche geäußert."

„Nein, Herr — aber wenn ich jetzt noch schnell eine Tasse starken Kaffee und —"

„Und —?"

„— und ein paar Zigaretten —"

„Das ist eigentlich gegen — — — Beruhigt das Ihre Nerves, Kaffee und Zigaretten?"

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, Herr Oberstaatsanwalt, und ich kann mich kaum auf den Beinen halten."

„Dann — Aufseher, laufen Sie rasch in die Küche. Starken Kaffee. Rasch. Ist sicher schon welcher fertig. Und Zigaretten? Ja — woher? Halt. Hier, nehmen Sie von mir. Hier haben Sie Feuer. — Gott sei Dank, da ist ja schon der Kaffee. Verbrennen Sie sich nicht. Scheint sehr heiß zu sein."

„Kommen Sie! Da haben Sie noch eine frische Zigarette. Da, bitt schön, Feuer. Die ersten fünf Züge sind die genußreichsten. Na und nun — stramm halten. Ist weiter nicht gefährlich. In drei

Die wahre Triebkraft.

Aus „Le Socialisme".

Noch immer findet man Arbeiter, die der Ansicht sind, der Sozialismus sei eine Sache des Gefühls. Ein Herz haben für die Leiden anderer, den Unglücklichen zu Hilfe eilen, die Ausländer ebenso lieb haben wie seine Landsleute, entsetzt sein bei dem Gedanken an einen Krieg, von jeder individuellen oder sozialen Ungerechtigkeit aufs tiefste empört werden — daran glauben sie den Sozialisten zu erkennen.

Dieser Irrtum hat sein Gegenstück in dem unserer Gegner, die uns anklagen, wir erregten eine ebenso ungesunde wie ungerechte Begehrlichkeit, wir predigten den Haß unter den Menschen, trieben die arbeitenden Klassen zu den blutigsten Ausschreitungen und wollten den Bürgerkrieg.

Ich verstehe wohl, daß die Mehrzahl dieser Gegner ihre guten Gründe haben, den Sinn unserer Behauptungen zu fälschen und so eine „ehrliche Entrüstung" in ihrer Umgebung zu nähren. Aber ich kenne auch andere, die wirklich glauben, was sie sagen, und an diese möchte ich mich wenden.

Nun — wie die eben erwähnten Arbeiter halten auch diese Bourgeois die Wirkungen für die Ursache — sie nehmen die Konsequenzen der Theorie für die Theorie selbst.

Wenn in der von ihnen selbst geschaffenen Organisation die Proletarier gelernt haben, Solidarität zu üben, so doch nicht aus humanitären oder moralischen Gründen, noch weil sie besser sind als andere, sondern nur, weil die Solidarität sich ihnen aufdrängt als ein notwendiges Kampfmittel — weil sie ihre Kraft für den Widerstand als auch für den Angriff stärkt.

Was es ihnen zur Pflicht macht, streikende Kameraden zu unterstützen, ist vor allem die Notwendigkeit, zu dem Erfolge von Arbeiterforderungen beizutragen — was es ihnen zur Pflicht macht, sich über die Grenzen hinaus mit ihren Arbeitsbrüdern zu vereinigen, ist vor allen Dingen die Notwendigkeit einer gemeinschaftlichen Aktion, um den international gegen sie organisierten Kapitalismus zu schlagen. Wird sie in dem richtigen Sinne aufgefaßt, so ist ihre Solidarität nichts anderes als ein Klasseninteresse, das sie gewissenhaft und mit voller Einsicht verfolgen.

Was die Bourgeoisie entsetzt, ist der Gedanke, wir seien entschlossen, uns aller Mittel zu bedienen, wenn es sich darum handelte, die kollektivistische Umwandlung zu verwirklichen. Was sie für ihre Haut zittern und sie uns wie wilde Tiere betrachten läßt, ist der Gedanke, daß sie Gefahr laufe, eines Tages freiwillig oder gezwungen der sozialen Umgestaltung hindernd in den Weg zu treten, und daß wir auch nicht einen Augenblick zögern werden, sie in einem solchen Falle als Hemmschuh zu betrachten, das heißt, sie niederzuringen — ohne Leidenschaft, ohne Zorn, ohne Haß, doch auch ohne Mitleid — wie man eben ohne sentimentale Anwandlungen Bäume fällt, um einen Weg durch den Wald zu bahnen. In diesem Sinne aufgefaßt, erscheint die revolutionäre Aktion gleichfalls und ausschließlich geleitet von einem Klasseninteresse.

Also — in dem einen wie in dem anderen Falle spielt das Gefühl bei der ganzen Sache keine Rolle. Der Sozialismus gehorcht einem Notwendigkeitsgesetz, das die soziale Welt ebenso beherrscht und regiert wie die Natur.

Der ökonomische Materialismus ist es, der uns treibt, der uns die Aktion in einer Form vornehmen läßt, die sich den Bedingungen des Kampfes und dem Ziele anpaßt, das es zu erreichen gilt. Nicht in dem, was die Philosophen das Gewissen nennen — in dem Gehirn haben wir die Triebkraft zu suchen.

Wir erkennen es jedoch gern an — die sozialistische Lehre ist eine unvergleichliche Erzieherin der Arbeitersolidarität und der revolutionären Energie. In weniger als einem halben Jahrhundert hat sie das Proletariat moralisch weit mehr gehoben, als eine religiöse oder philosophische Lehre es je vermocht hätte. Und dies ist unter tausenden ein Beweis ihrer Ueberlegenheit über alle Systeme, die man ihr vergeblich entgegenzusetzen versucht.

Gummi elasticum.

Es war einmal —

Aber dies ist kein Märchen.

Dies ist Wirklichkeit. Harte Wirklichkeit wie altbackenes Brot, an dem die Zähne müde werden.

Nämlich es fängt mit den Liberalen an. Und dann wird einem gleich sauer auf der Zunge.

Die Blauen sind je auch dabei, wenn's gilt, Gummi zu erzeugen. Aber sie tun's nicht gern, sind mehr für durable, härtere Sachen. Denn sie haben einen Charakter, wenn ihn auch mancher nicht schön findet.

Der Liberale hat mehrere. (Teils leichtere, teils schwerere.)

Und wenn er sich gar nicht mehr auskennt, geht er hin und macht Gesetze.

Oder er stimmt ihnen zu. Gern stimmt er Gesetzen zu. Besonders solchen, die ihm nicht gefallen.

Und dann freut er sich.

Und er sagt: Seht! Ich! Oha! Jetzt geht sie los! Die liberale Aera nämlich.

Ei ja!

Mit dem altbackenen Brot sollte nicht die Härte der Liberalen angedeutet werden. Hart sind sie nicht, Gott bewahre uns!

Aber es ist hart, wenn ein guter Mensch nicht gescheit wird. Noch härter, wenn es mehrere sind. Und am härtesten, wenn sie Gesetze machen.

Müssen es denn gerade Gesetze sein?

Es gibt so vielerlei zu machen.

Bälle und Gummistrümpfe, Suspensorien und Radiergummi, Pneumatiks und Bruchbänder, Luftkissen und Strumpfhalter.

Statt dessen machen diese Gummifabrikanten Gesetze. Und sehen ihren Ehrgeiz darin, sie so elastisch wie möglich zu machen. Je länger sich ein Paragraph ziehen läßt, desto gelungener erscheint er ihnen.

Die mißtrauischen Leute auf der äußersten Linken verlangen Kautelen. Trau der Deibel dem Apotheker! Sie tragen Zweifel in der Brust, weisen auf allerlei Dinge in der Vergangenheit hin, da die Taten ihren Vätern, den Gedanken, verflucht unähnlich waren, und drücken ihre Zweifel in Anträgen aus, die von Regierung und Liberalen abgelehnt werden. Mit Recht. Denn wie sollen die Landräte und Amtsvorsteher regieren, wenn alle dunklen Hintertüren mit schweren Riegeln verschlossen sind? Die Sozis haben eben keinen elastischen Geist und haben vermutlich nie an Krampfadern gelitten, sonst wüßten sie Gummi zu schätzen. Man schaltet sie deshalb als ungeignet bei der Gesetzgebung aus.

Diese gedeiht am besten, wenn Gummifabrikanten und Staatshämorrhoidarier sympathisch zusammenarbeiten. Die ersteren haben ihr natürliches Produktionsinteresse; die anderen wissen, was ein gutes Luftkissen wert ist.

Wenn sich beide also schöpferisch vereinen, kommt eben das Vereinsrecht heraus. Deshalb heißt es so.

Oder was dachten Sie?

Sie dachten: Der Bethmann hat doch damals beschwörend beide Hände erhoben und hat anerkannt: Jeder Deutsche darf sich vereinigen mit wem er will. Mit einer Frau, einem Kompagnon, einem Kegelbruder und, wenn's denn durchaus sein muß, auch gewerkschaftlich und politisch. Die Politik allerdings verlangt eine besondere Pflege und Wartung. Aber fürchten Sie nicht, daß wir unsere väterliche Wachsamkeit über Gebühr ausdehnen. Schikanen? Ich bitte Sie! Point d'honneur! Ist die Regierung nicht —? Sind die Gerichte nicht —? Ist die Polizei nicht —?

Liberal nämlich.

Und liberal heißt bekanntlich — nach dem Wörterbuch —: freigebig, freisinnig, vorurteilsfrei.

Lauter schöne Dinge.

Einiges trifft sogar zu. Freigebig sind sie, die Liberalen, der Regierung gegenüber.

Aber man weiß doch nicht recht . . . freisinnig? Auch Bethmann?

Oder hat sich der Kanzler geirrt?

Irrt sich das Wörterbuch?

Sind die Liberalen befangen?

Damit sollte sich gelegentlich ein Sprachforscherkongreß beschäftigen.

Auch damit: heißt es der Gummi oder das Gummi?

Uns erscheint das männliche Geschlechtswort hier nicht angebracht. Da das weibliche nicht in Frage kommt, bleibt nur das kindliche übrig. „Sächliche" wollten wir sagen. —

Erstaunlich ist es auch, wie sich ein Begriff infolge räumlicher Versetzung wandeln kann.

Vom Königsplatz nach dem Alexanderplatz geht man eine knappe halbe Stunde.

Auf dem Königsplatz ist das Vereinsrecht noch liberal. Aber, großer Gott, wie schaut es aus, wenn's nach dem Alexanderplatz kommt!

Und wie erst, wenn's aus dem großen roten Hause wieder heraustritt!

Blessiert, einäugig, krumm und lahm und zum Krüppel geschlagen.

Sollte es doch zuweilen geheime Mißhandlungen auf den Wachen geben? —

Da fällt mir eine Anekdote ein, die aber nicht von heute ist.

Ein armer Handwerksbursch, der hungernd und frierend an einem Winterabend die Landstraße entlangschleicht, müde und verzweifelt, trifft einen großen unheimlichen Fremden. Der fragt ihn aus und fordert ihn auf, mit ihm in ein nahegelegenes Gasthaus an der Straße zu kommen. Kaum sitzen sie, schreit die Wirtin den Handwerksburschen entsetzt an: „Was? Ihr setzt Euch mit dem an einen Tisch?!" — Da lacht der unheimliche Fremde höhnisch: „Der gehört mir. Seht Ihr nicht sein rotes Halstuch?" Der Handwerksbursche greift sich erschrocken an den Hals, findet aber nichts. „Es ist doch da!" sagt der andere. Und sie streiten und streiten. Schlagen sich schließlich. Der unheimliche Fremde erliegt, sinkt hin.

Er war der Scharfrichter. . .

Diese Anekdote stammt allerdings aus dem Mittelalter, das ja inzwischen restlos von unserer freisinnigen, vorurteilslosen Zeit überwunden ist, dank den Nationalliberalen.

Immerhin: es mehren sich die Augen, die allüberall das rote Halstuch sehen.

Und niemand sieht so scharf — in Berlin ist's stadtnotorisch — wie eben jener Mann am Alexanderplatz, den wir brauchen.

Eben darum brauchen wir ihn.

Sein Ruhm ist noch immer im Steigen. Er fängt an, beängstigend zu werden.

Nun ist auch das Vereinsrecht in seinem juristischen Mahlgang geraten und Gott behüte euch! Er ist voll Eifer, der Mann. Und voll Kraft. Er zieht die Paragraphen auseinander vom Wallotbau bis zum Präsidium. Was gleichzeitig auch für die Güte des Gummis spricht.

So ging das ja auch nicht mehr weiter.

Der schrankenlosen Häufung von Individuen mußte ein derber Knüppel zwischen die Beine geworfen werden.

Es mußte wieder etwas verhindert werden. (Die Polizei ist ja überhaupt nur zum Verhindern da.)

Der große Negative sah mit Besorgnis das Wachsen einer positiven Macht. Die Gewerkschaften werden kräftig. Wie Er. Wenn auch nicht im Gummiziehen, so doch in anderen Dingen.

Sie heben das Selbstbewußtsein, propagieren das Sattessen und ähnliche Bedürfnisse, sind für Muße und gelegentlich für die Musen, die es mit Herrn v. Jagow längst verdorben haben; sie sperren ihre ärmsten Brüder nicht in dunkle Zellen, sondern stützen sie in Licht und Liebe — und ihr Geist wirkt auf Gassen und Landstraßen aufmunternd, helfend, stärkend.

Das geht nicht.

Wer im Straucheln ist, soll fallen.

Wer jung ist, trete der Jugendwehr bei.

Und übrigens ist es die Aufgabe des Staates [illegible] zu sorgen.

Der Staat duldet keine Konkurrenz.

Er läßt sich nicht beschämen.

Wer ihm seine Aufgaben wegnimmt, begeht Raub an ihm. Es ist eine Annektion.

Die läßt sich kein Staat, der etwas auf sich hält, gefallen.

Millionen von Menschen vereinigen sich da. Millionen von Mark. Millionen von Willen. Das Positive wächst. Es droht stärker als die Negation zu werden.

Es droht mit seiner stillen, zähen Arbeit wider die Verneinung, die Unproduktivität des Staates zu demonstrieren.

Aber Herr v. Jagow duldet keine Demonstrationen.

Minuten — wollte sagen, die drei Minuten — nein, 'tn, lassen Sie nur, behalten Sie die Zigarette ruhig im Munde, ich verantworte es. — —"

* * *

Die Zeugen: Ein Stadtrat a. D., ein Sattlermeister, ein Klempnermeister, ein Buchbinder, ein Privatier, zwei Kaufleute, ein Fleischermeister, zwei Restaurateure und ein Fabrikbesitzer. Eigentlich gehörte noch ein Schneidermeister dazu. Im letzten Augenblick jedoch hat er abgesagt, weil er für nichts garantieren könne. In der Verzweiflung hat man an seiner Statt einen Schriftsteller erwischt, der im Hauptberuf Dichter ist.

Die Zeugen frösteln in der kühlen Morgenluft. Dem Stadtrat hängt ein blankes Tröpfchen an der Nase. Ab und zu wischt er es mit dem Handrücken fort. Manchmal fällt es auch herunter und stolpert über die Rockknöpfe.

„Kennen Sie die Ballade vom Zuchthaus zu Reading?" fragt der Dichter den Klempnermeister.

„Wissen Sie, es ist doch ein unangenehmes Gefühl, wenn man denkt, da oben wird nun einer — meine Frau meinte noch, ich soll man vorher ein paar Schnäpse trinken", antwortete der Klempnermeister.

„Vollkommen verblödet", denkt der Dichter und sagt zum Stadtrat a. D.: „Die Todesstrafe, man mag sagen was man will, ist doch immer ein Ueberbleibsel vom Barbarentum. Wir Kulturmenschen sollten mit derartigen Strafmitteln, die an die Inquisition erinnern, ein- für allemal aufräumen und intelligent genug sein, andere Maßnahmen zum Schutze der Menschheit zu erfinden."

„Nö, sehe ich nu absolut nich ein," mischt sich der Fleischer ins Gespräch; „so'n Kerl muß geköppt werden."

„Geköpft. Erlauben Sie mal, der Mensch ist doch kein Schlachthammel."

„Da — da kommen sie schon an, jetzt geht's los", sagt der Kaufmann und schaut krampfhaft auf seine Stiefelspitzen.

Der Fleischer: „Wie frech der Kerl die Zigarette im Maul hält. Frech wie Rotz."

Der Klempner: „Wenn der Patron nicht geköppt wird, schlägt er morgen zwei andere tot."

Der Fabrikbesitzer: „Wie ein richtiger Halunke sieht er aus, der Schlingel."

Der eine Kaufmann: „Ich möchte ihm nicht abends nach neun allein auf der Straße begegnen."

Der Dichter: „Sehen Sie doch, meine Herren, wie der Mann dasteht! Dieser stolz zurückgeworfene Kopf, dieses verächtliche Zucken um die Mundwinkel, diese kühle Furchtlosigkeit in den Augen."

Der Privatier: „Der Mensch hier neben uns ist mit Blindheit geschlagen oder verrückt oder ein Maler."

* * *

Halblaut hört man aus der Gruppe von oben die Stimme des Staatsanwalts. Zwischendurch in dringender, einschläfernder Dumpfheit die des Pastors.

Die Lippen des Verurteilten spielen nervös mit der Zigarette. Sie ist noch halblang. In graublauem, zitterndem Rauch löst sie sich weiter auf.

Unruhig läßt er seine Augen umherflackern. Er sucht das Beil. Findet es nicht. Dann bemerkt er eine faltige Verschiebung des schwarzen Tuches. Ob es wohl darunter liegt, unter dieser Tuchfalte? Er sieht auch keinen Sarg. Plötzlich denkt er, es sei alles nur so, um ihm Angst zu machen. Sonst müßte doch ein Sarg dastehen, und das blinkende Beil müßte doch ebenfalls greifbar in der Nähe sein.

Gleichgültig schaut er in das ihm vom Staatsanwalt vorgehaltene bestätigte Urteil. Es interessiert ihn nicht, ob die Unterschrift vorhanden ist, oder ob sie fehlt.

Dann fällt ihm die Zigarette aus dem Munde. Sie zieht einen nebligen Faden lang hinter sich her.

* * *

Blitzschnell hat sich der eine Hilfsknecht gebückt und den Kopf so rasch und fest an den feuchten Haaren gepackt, daß er nicht erst den Boden berührt.

Er hält ihn halbhoch und will ihn in den schwarzen Sarg legen.

Da springt mit einem Satze der Dichter hinzu, reißt den Kopf an sich und starrt in das bleichwerdende, zuckende Gesicht. An den Augenlidern des Kopfes glimmert eine glänzende Linie wie glitzernder Tau.

Plötzlich schreit der Dichter: „Er hat einen goldenen Mund! Wahrhaftig, seht her, er hat einen goldenen Mund!"

Der Staatsanwalt, der Pastor, der schwarzbefrackte Henker und alle die anderen sind infolge der impulsiven Tat des Dichters wie erstarrt. Jetzt aber laufen sie hin und fragen durcheinander: „Wo denn? Zeigen Sie!"

Der Dichter hält den Kopf mit gestreckten Armen weit von sich, allen entgegen und ruft: „Ein Mensch! Nur ein Mensch! Ein Mensch mit einem goldenen Munde! Wir haben einen seltsamen Menschen erschlagen!"

„Geben Sie doch mal her", sagt darauf der Knecht zum Dichter und nimmt ihm den Kopf weg.

Der Knecht packt den Kopf am Haar, betrachtet ihn einen Augenblick und meint dann lachend: „Unsinn, goldener Mund. Is ja man bloß von den Zigaretten. Die hab'n doch en Goldmundstück. Des weeß doch jeder. So'n Blödsinn! Goldener Mund! Was denn nich noch! Daß ich man bloß nich des Lachen kriege!"

Mit brutaler Geste wirft er den Kopf zu dem übrigen Körper. In den schwarzen Holzsarg.

Der Dichter steht ganz verlassen da. In einer unendlich schmerzvollen Gebärde drückt sich bei ihm das Empfinden aus, als fühle er eine große Einsamkeit um sich her. Hilflos blickt er von einem zum anderen mit den erschrockenen Augen eines Kindes, dem der erste Sonnentraum zerrinnt.

Die Anwesenden, auch der Oberstaatsanwalt und der Pastor atmen wie befreit auf, lächeln gezwungen und sagen sich laut: „Guten Morgen!" Der Staatsanwalt fügt noch einigemal hinzu: „Ich danke Ihnen, meine Herren, ich danke!"

Der Kaiser.

Der Kaiser ist 1 Meter 70 groß und von untersetzter Statur; doch läßt die Schönheit und das Ebenmaß seiner Glieder diese Tatsache nur bewußt werden, wenn er neben einem schlanker Gewachsenen steht, und man so also Vergleichsmöglichkeiten hat.

Seine Körpergestalt ist überaus schön und von großer Anmut, obschon er alle Toilettenkünste verschmäht und sowohl betreffs seiner Haarfrisur als auch seiner Barttracht sehr unbekümmert ist; auf den Bart legt er so wenig Wert, daß er sich ihn mit der Schere stutzen oder durch das Messer sogar häufig ganz entfernen läßt.

An Speise genießt er überaus wenig und meist nur Hausmannskost. Er kommt überhaupt nicht des Tafelns wegen mit seiner Familie und Geladenen zusammen, sondern pflegt zu essen, wenn er wirklich Hunger fühlt, und dann zieht er Schwarzbrot und Käse, Sardellen und frisches Obst allen anderen Gerichten vor. Im Weingenuß ist er von Natur höchst mäßig; zur Stillung des Durstes verwendet er am liebsten in kaltes Wasser getauchtes Brot oder frisches herbes Obst von weinsäuerlichem Geschmack. Seine Tafel besteht meist nur aus drei und, wenn es hoch hergeht, aus sechs Gängen. Aber wenn auch der Aufwand nicht übermäßig ist, so ist doch seine Freundlichkeit als Wirt vollendet; denn gern zieht er die Schweigenden oder nur vorsichtig Flüsternden zur allgemeinen Unterhaltung heran, und zur Abwechselung läßt er nicht nur ernste Künstler, sondern auch Humoristen und mit besonderer Vorliebe auch Satiriker auftreten, die die Sittlichkeitsschnüffler und Betschwestern allen zum köstlichsten Spaß markieren und die frommen Seelen gehörig auslüften.

Wohin das führt, hat er an seinen Schutzleuten gesehen. Sie haben einen gemaßregelten Kollegen mit Hurras zum Bahnhof hinausbegleitet. Hurras aber gehören ganz wo anders hin.

Vielleicht ist hier das psychologische Moment zu suchen, das Ihn veranlaßte, am Gummi zu zoppen.

Und er wird weiter zoppen. Er kann nicht anders.

Bis der Gummi so hart und brüchig ist, daß er zerreißt.

Jedermann weiß: dies ist schmerzhaft für den, der ihn in Händen hat.

Was aber nicht ausschließt, daß dann die Gummifabrikanten und die Luftkissen-Hämorrhoidarier ein neues, elastisches Bruchband fabrizieren.

Der „Schlafwagen".

Es ist dunkel in diesen Seitenstraßen des Berliner Ostens. Es fehlen alle die unregelmäßigen Lichtquellen, die im Westen und den Vergnügungsvierteln des Zentrums die öffentliche Beleuchtung unterstützen, sie oft weit überstrahlen. Die Cafés, die Restaurants, die großen Läden, die aus Gründen der Sicherheit und aus Gründen der Reklame die ganze Nacht hindurch die elektrischen Birnen brennen lassen.

Hier leuchtet nichts als die Gaslaternen und hie und da, trübe durch Vorhänge hindurch oder gedämpft durch eine Glasvitrine, das spärliche, unsichere Licht einer sehr bescheidenen Kneipe.

Menschen sieht man kaum noch, jetzt, da die dritte Nachtstunde schon vorüber ist. Ein paar ärmlichste Dirnen mit ihrem Anhang. Auch einen Schutzmann.

Und an der Ecke dort, wo eine noch schmalere, dunklere Straße abbiegt, einen gedankenvoll auf und ab marschierenden Herrn.

Auch von Fuhrwerken ist, wie das natürlich ist, weit und breit nichts zu sehen noch zu hören. Wie sollten sich Autos hierher verirren oder auch nur Nachtdroschken? Und noch sind auch die frühesten der Lastwagen nicht wieder ausgefahren zu neuem Tagewerk.

Um so mehr empfindet man ein dumpfes Rumpeln, das anschwellend die Stille unterbricht. Es ist sicher ein schweres Gefährt, das dort kommt.

Wirklich. Ein Möbelwagen.

Nun, das scheint denn doch wunderlich. Wohin in aller Welt fährt um diese Stunde ein Möbelwagen? Selbst die spätesten Berliner Umzüge finden nicht mehr um drei Uhr nachts statt. Und auch die Umladungen auf den Bahnhöfen beginnen zwar sehr früh, aber doch kaum vor sechs Uhr und schließen in den späteren Abendstunden.

Dieser nachtwandelnde Möbelwagen ist entschieden eine Merkwürdigkeit. Und sonderbar! auch den einsamen Spaziergänger an der Ecke scheint er lebhaft zu interessieren.

Der schwere Wagen fährt langsam und ächzend seinen Weg. Da geschieht etwas Ueberraschendes.

Der patrouillierende Herr an der Ecke tritt plötzlich dem Wagen entgegen, hebt die Hand und sagt:

„Halt! bitte!"

Und zugleich sind plötzlich drei — vier Schutzleute da, von denen bis dahin nichts zu sehen war. Sie lösen sich von Haustornischen und Häuserwinkeln ab und umstellen den Möbelwagen.

Der Kutscher klettert ziemlich gleichmütig vom Bock.

„Aufmachen!" befiehlt der Beamte.

Der Mann schiebt die Riegel an der hinteren Wand des Wagens zurück und öffnet die Tür.

Und nun —?

Verschlafen, mißmutig, manche auch furchtsam, klettern auf die Aufforderung des Kriminals etwa zwanzig ärmliche, zum Teil zerlumpte Menschen aus dem Wagen. Auch eine Frau ist dabei. Sie werden von den Schutzleuten kurz visitiert, in einen Haufen gedrängt, von ihnen in die Mitte genommen und —

„Sämtlich zur Wache!" bestimmt der leitende Beamte.

Ja, es gibt das. Diese „Schlafwagen" für Obdachlose. Natürlich geschieht das nicht offiziell. Weiß der Himmel, auf welchem Wege, durch welche Vermittelung Möbelwagen für diesen Zweck herkommen. Und daß es genügend arme Teufel in der Weltstadt gibt, die in den Asylen keinen Platz finden und die nun so, gegen ein paar Groschen, eine Nacht voll Schlaf suchen, ohne jeden Augenblick die festnehmende oder fortweisende Schutzmannshand fürchten zu müssen, weiß man auch.

Aber sie, die Polizei, die sonst von vielen, ihrer Aufmerksamkeit sehr würdigen Dingen nichts weiß, sie kennt diese gelegentlichen, elendesten aller „Schlafwagen".

Und sie dehnt ihre „Razzias" auch auf sie aus.

Tafel der Verlogenheit.

Man braucht sich nur einmal, wahllos herausgegriffen, in lapidaren Sätzen folgendes untereinanderschreiben, um zu sehen, wie alles, was die Machthaber von heute als „Recht" und „Sitte" bezeichnen und mit wunderschönen Etiketts bekleben, naturnotwendig, gewissermaßen automatisch, zu einer Kette von Verlogenheiten wird.

Die Spionage gilt schier als das ehrenrührigste aller bürgerlichen Vergehen. Der Staat aber verführt zur Spionage. Er kauft und bezahlt sie.

Die nationalen Parteien kreiden fremden Staaten die Unterdrückung deutscher Minderheiten als Verbrechen an. Die Schikanierung fremder Nationalität in Deutschland wird von denselben Parteien als „patriotisch" mit Fanatismus verteidigt und gefordert.

Die Verweigerung der „Disziplin" konservativer englischer Offiziere wurde von der deutschen konservativen Presse entschuldigt und beschönigt (weil sie sich gegen ein liberales Ministerium richtete). Deutsche Soldaten, die sich auch nur einem unsinnigen oder unsittlichen Befehl widersetzen würden, würden unter Umständen ins Zuchthaus fliegen.

Die Oeffentlichkeit des Wahlrechts wird in Preußen noch immer mit dem schönen Argument verteidigt, daß „jeder den Mut seiner Ueberzeugung haben müsse". Daß unter dem Landrat und den kleinen und großen Jagows nur der wirtschaftlich Unabhängige diesen Mut haben kann, wird verlogen verschwiegen.

Die Gleichheit vor dem Gesetz ist formell festgelegt. Gegen die schreiende Ungerechtigkeit der praktischen Rechtsprechung, die sich — von ihnen selbst bewußt nicht gewollt — durch die soziale Auswahl der Richter ergibt, geschieht nichts.

Der „Bund der Landwirte" blüht fröhlich als „unpolitisch" weiter. Die Gewerkschaften und die proletarischen Vereine werden politisch gehetzt.

Gegen die Gott sei Dank freieste und autoritätsloseste menschliche Betätigung, die Kunst, versucht man, unter dem Deckmantel des „Jugendschutzes", Wachtmeisterparagraphen zu schaffen. Dem Elend der in Schlafstellen, Heimarbeitsstätten, Kellerlöchern und Hinterhausluken verkommenden Kinder sieht der Staat in Gemütsruhe zu.

Der Polizeistaat kennt keine Prostituierten, soweit (auch sie) essen, trinken, schlafen und wohnen wollen. Er „bekämpft" sie. Als „Unsittlichkeit". Indem er sie abstempelt und der schamlosen privaten Ausbeutung überliefert.

Die Dogmen von Recht und Sittlichkeit sind eigentlich immer nur ein Drumherumreden, hie und da nicht ohne Geist, meistens auch ohne den. Ein Drumherumreden um irgendeine Angelegenheit des Portemonnaies, das, ferner oder näher, breit und dick im Hintergrunde steht.

Sonntagsschändung.

Ich bin keineswegs religiös. Aber das meine ich, daß eine Ordnungsstütze, wie es ein Gendarm ist, an einem Karfreitag während des Gottesdienstes in die Kirche gehört. Die Religion ist doch die beste Förderin der öffentlichen Ordnung. Ein Gendarm muß also ein religiöser Mensch sein und ein religiöser Mensch gehört zur gottesdienstlichen Zeit in die Kirche. Ich wurde eines Besseren belehrt. Und das kam so:

Am Karfreitag machte ich für mich allein eine Herrenpartie. Ich kam da in ein Dorf, und als ich an der Kirche vorbeiging, hörte ich fromme Choräle erschallen und schloß daraus, daß in dem Orte ein gut christlicher Geist herrsche. Freilich begegneten mir gleich hinter der Kirche ein paar Turner, welche Turngeräte nach einem freien Platz trugen. Denn die Sonne schien prächtig, und die Luft war mild. Auch nicht schlecht, dachte ich, wenn die jungen Leute in der frischen Luft ihre Glieder stärken und ausbilden. Es waren gut patriotische Turner, die zu ihrem Uebungsplatz gingen.

Ich ging weiter. Auf einmal sah ich einen Menschenauflauf, aus dessen Mitte die Spitze der Pickelhaube eines Gendarmen hervorragte. Ich schritt auf die Gruppe zu, ungehalten über diese Störung der schönen Sonntagsruhe. Und was sah ich nun? Der Gendarm war in vollster beruflicher Tätigkeit, indem er einige Turner, die nach einem anderen Turnplatz einen Barren führen, aufschrieb. Diese Turner waren Arbeiterturner. Ich bin von Natur ein wenig vorwitziger Art und rief daher dem Gendarm zu: „Aber, Mann, Sie stören ja die gottesdienstliche Sonntagsruhe! Sie üben ja Ihre gewerbliche Tätigkeit aus."

Ich tat das in den allerbesten Absichten, um zu verhindern, daß der Gendarm sich strafbar mache. Zugleich sollte es eine leichte Erinnerung an seine sonntägliche Kirchenpflicht sein. Ich kam schön an. Der Gendarm warf mir einen fürchterlichen Blick zu, stellte einen Augenblick seine gewerbliche Tätigkeit ein, um mir zuzurufen: „Stören Sie mich nicht in einer Amtshandlung! Sonst schreibe ich Sie gleich mit auf!"

„Aber bitte, guter Mann," entgegnete ich, „während der gottesdienstlichen Zeit haben nur die Pastoren ein Recht zu Amtshandlungen. Alle anderen haben jede gewerbliche und berufliche Handlung zu unterlassen, und wer ein guter Staatsbürger ist, der hat in der Kirche zu sein."

„Das werde ich Ihnen gleich zeigen, was ich zu lassen habe," erklärte mir der Gendarm, fragte mich nach Nam' und Art und notierte die gegebene Auskunft in seinem Buch.

Was wird die Folge dieses Erlebnisses sein? Ich werde ein Strafmandat erhalten, weil ich eine Lanze brach für den Besuch des Gottesdienstes und gegen die Störung der gottesdienstlichen Zeit auftrat. Und da lebt man in einem christlichen Rechtsstaat!

Vom Jahrmarkt des Lebens.

Die G'schamige.

Euphrosine Strudelmeier ist eine unberührte keusche und tugendsame Jungfrau. Nach des Werktages schwerer Fron — Euphrosine ist von Beruf Näherin — ist ihre einzige Erholung die christliche Erbauung in der Kirche. Schon frühzeitig macht sie sich des Sonntags auf den Weg, um nicht die Frühmesse zu versäumen. Schämig schlägt die tugendsame Jungfrau die Augen nieder, wenn die jungen Burschen des Ortes mit Kniehosen und nackten Waden an ihr vorübergehen. Weiß Euphrosine aus den erbaulichen Predigten des Herrn Kaplans doch, daß die Sünde in allerlei Gestalt auf ihre Opfer lauert, daß vor allem das nackte Fleisch eine Versuchung des Teufels ist.

Trotz aller Versuchungen blieb die tugendsame Jungfrau standhaft. So ging das jahrelang. Euphrosine mit ihren mittlerweile stark geschwundenen Reizen brauchte zwar keine Furcht mehr zu haben, daß ihre Tugend bei einem feschen Burschen verloren gehen könnte; aber der Teufel schläft nicht und sucht seine Opfer in mancherlei Gestalt. Schon lange war Satanas voll grimmen Zornes, daß er die tugendsame Jungfrau nicht in seine Netze ziehen konnte, bis ihm eines Tages ein genialer Gedanke einleuchtete. Euphrosine ist, wie schon mitgeteilt, Näherin, und so versuchte er mit Hilfe ihres Unternehmers der Armen eine Falle zu stellen. Der gab ihr eines Tages — man denke — Herrenanzüge zur Anfertigung. Welch sündhafte Gedanken konnten bei der Herstellung der Unaussprechlichen in der bisher keuschen Jungfrau aufsteigen?

Aber Euphrosine hat auch diese letzte Versuchung des Teufels siegreich abgeschlagen. Sie ahnte des Bösen Werk, und um sicher zu gehen, ob sie sich mit der Herstellung von Herrenanzügen nicht versündige, wandte sie sich in ihrer Herzensnot mit einer Anfrage an das von Priestern des bayerischen Kapuzinerordens herausgegebene „Franziskusblatt" in Altötting, das zu Nutz und Frommen weniger tugendsamer Mägdelein die Anfrage in Nr. 2 des Jahrganges von 1914 abdruckte.

Und da komme noch einer und sage, daß Tugend und Keuschheit ausgestorben seien!

Hüter der Ordnung.

Allerlei recht erbauliche Dinge sind in den letzten Wochen über Hüter der Ordnung in die breite Oeffentlichkeit gedrungen. Von dem Schutzmann, der in Berlin einen Spitzbuben zu einem Einbruch engagierte, den zahlreichen Sittenbeamten, die sich schmieren ließen, bis zu den Gendarmen, die auf eigene Faust Buchmacher konzessionierten und dafür ihr Pfundstück einsackten, eine ununterbrochene Kette saftigster Korruption. Die ob der Schlammflut der aufgedeckten Skandale entsetzten Polizeioberen mögen sich trösten: Die polizeiliche Korruption ist international und wechselt in den verschiedenen Ländern nur in ihrer Form mit den anders gearteten wirtschaftlichen Verhältnissen. In Deutschland wie in Frankreich, in Amerika wie in Rußland, allüberall rollt

---

Der Kaiser wohnt in einem bescheidenen Palast, der weder durch räumlichen Umfang, noch durch bauliche Pracht in die Augen fällt und dessen Zimmer einfach und ohne überladenen Schmuck sind. Und zwar bewohnt er dort im Sommer und Winter schon seit Jahrzehnten dasselbe Schlafzimmer, trotz der Erfahrung, daß das Klima seiner Hauptstadt seiner Gesundheit keineswegs zuträglich ist. Im Sommer lebt er häufig an der See. Große und prächtige Schlösser sind ihm ein Greuel. Seine einfachen wenigen Landhäuser schmückt er nicht mit Denkmälern und Gemälden aus, sondern legt den Hauptwert auf schöne Spaziergänge und gefällige Baumpflanzungen; er hat aber eine Vorliebe für Altertümer und Raritäten und hat z. B. Sammlungen von Skeletten und Knochen riesenhafter lebender und verschollener Land- und Seetiere. Ganz besondere Seltenheiten pflegt er stets öffentlich auszustellen, damit sich jedermann daran freuen kann. Die Sparsamkeit seines Mobiliars und seines Hausgerätes hat schon manchen braven Bürgersmann in Erstaunen versetzt; denn man bekommt in seinem Hause nichts zu sehen, was man nicht selbst ebensogut oder besser besitzt.

Er kleidet sich meist in Zivilanzüge und hält seine Uniformen nur für besondere Gelegenheiten, aber auch so bereit, daß unerwartete und plötzliche Fälle ihn nicht überraschen können. Niemand kann ihm, ohne eine häßliche Unwahrheit zu sagen, den Vorwurf der Prunkliebe machen.

Freundschaften anzuknüpfen entschließt der Kaiser sich nicht leicht. Im Bewahren der Freundschaft ist er aber von ausharrender Treue und weiß nicht nur eines jeden gute Eigenschaften und Verdienste zu würdigen, sondern auch seine Fehler und Vergehen, wenn sie nur ein gewisses Maß nicht überschreiten, zu ertragen. Aus der gesamten Zahl seiner Freunde sind kaum jemals welche in Ungnade gefallen.

In seinem öffentlichen Auftreten ist der Kaiser von außerordentlich feinfühliger Zurückhaltung und vermeidet es peinlich, sich irgendeine Blöße zu geben. Besonders als Redner ist er von rühmenswerter Gewandtheit und Gewissenhaftigkeit. Obwohl er ein geschickter Stegreifredner ist, arbeitet er doch alle öffentlichen Reden schriftlich aus und memoriert sie. Hat er zum Auswendiglernen keine Zeit, so liest er mit klangvoller, anmutiger Sprache vor und kommt so nicht in die Gefahr, zu stocken oder abzuschweifen und Dinge zu sagen, die er hinterher einschränken oder verleugnen muß. Im sprachlichen Ausdruck strebt er nach geschmackvoller Wahl der Worte und Einfachheit der Diktion und vermeidet alle gekünstelten, schlagwortmäßigen Pointen. Ueberhaupt verwendet er die höchste Sorgfalt darauf, den Gedanken möglichst klar und unmißverständlich herauszubringen.

Auch seine Familienangehörigen hält er strengstens an, nichts zu tun und zu reden, was die Oeffentlichkeit nicht verträgt; unfügsame Prinzen setzt er mit unerbittlicher Energie kalt. Nie empfiehlt er einen Prinzen der Anerkennung und Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit, ohne dabei hinzuzufügen: „Wenn er es verdienen wird." Seine Bescheidenheit und seine Achtung vor der Würde des Staatsbürgers läßt es nicht zu, daß er Schmeichelreden duldet oder Beifall und Hochrufen erfolgt, nur aus dem Grunde, daß er sich irgendwo öffentlich zeigt.

Die Anrede „Herrscher" weist er stets als Beschimpfung und Beleidigung mit Abscheu zurück. Als einmal in einem Schauspiel, dem er beiwohnte, die Worte auf der Bühne gesprochen wurden: „O, der milde und gütige Herrscher!" und sämtliche Anwesenden diese Worte mit ausschweifendem Beifallsjubel auf ihn bezogen, wies er nicht nur auf der Stelle durch Mienen und Gebärden diese Ausdrücke unwürdiger Schmeichelei zurück, sondern rügte sie auch sofort am anderen Tage in einer besonderen Kabinettsorder, und läßt sich weder von seinen Kindern, noch von seinen kleinen Enkeln, weder im Scherze, noch im Ernste mit „Herr" anreden; ja, er verbietet ihnen auch, sich untereinander solcher Schmeichelreden zu bedienen.

Bei seinen Reisen richtet er sich nach Möglichkeit so ein, daß Ankunft und Abfahrt aus und nach der Hauptstadt oder einer Provinzialstadt immer auf die Spätabends- oder Nachtzeit fallen, um niemand durch Empfangs- und Abschiedsbezeigungen Mühe und Unruhe zu machen. Schmähschriften und selbst boshafte Beleidigungen, Spottreden und ähnliches behandelt er mit königlicher Gelassenheit und Geduld. Als ein Staatsanwalt einmal mit besonderer Hartnäckigkeit die Verurteilung eines Mannes empfahl, der sich fortwährend übel über ihn geäußert habe, sagte der Kaiser ihm mit allen äußeren Anzeichen großer Aufregung: „Ich wünschte wohl, daß diese Beschuldigungen und Beleidigungen Punkt für Punkt diskutiert würden, ich würde dann dem Angeklagten auch alles mögliche nachreden und ihn fühlen lassen, daß auch ich eine scharfe Zunge habe." Und dem Kronprinzen, der ihn einmal mit großer Heftigkeit zur Verfolgung eines Beleidigers aufzustacheln suchte, schrieb er wörtlich: „Laß Dich von Deiner Jugendhitze nicht hinreißen, allzu großen Unwillen zu empfinden, daß es Leute gibt, die von mir übel reden! Es ist genügend, wenn wir die Sicherheit haben, daß uns niemand Uebles tun wird."

Auch sonst ist das staatsbürgerliche Gefühl des Kaisers ja hinreichend bekannt; rühmenswert ist aber immerhin vor allem, wie vielen seiner ausgesprochensten politischen Gegner er selbst den Weg in die höchsten Staatsämter freiläßt. Orden und Ehrenzeichen verleiht der Kaiser überaus sparsam, stets nur dem wahren Verdienste nach und deshalb oft selbst gemeinen Soldaten.

Den Steuerdruck beseitigt er mit aller Kraft und läßt auch die Lebensmittelverteuerung auf keinen Fall durchgehen, obwohl er den Agrariern kein böswilliger Gegner ist; in Teuerungszeiten läßt er sich nicht abhalten, fiskalisches Getreide für sehr geringen Preis oder auch ganz umsonst Mann für Mann zumessen zu lassen. Niemals sucht er sich auf Kosten des Volkes ein höheres Einkommen zu verschaffen; er beweist im Gegenteil Freigebigkeit bei allen passenden Gelegenheiten ohne Unterschied der Stände.

Deshalb nennen wir alle, Bürger und Adel, unsern Kaiser einmütig „Vater des Vaterlands". Er heißt — Cäsar Octavianus Augustus.

(Aus den Kaiserbiographien des römischen Historikers Sueton.)

Mecklenburg.

Ja, wie geht denn dieses zu:
Ein liberales Interview —
Hören Sie? — in Meckelnborch?
Ein regierender Minister
Zieht hier solche Scheltregister?
Na, da brat mir eener 'n Storch!

Wo der Ochsenkopf im Wappen —
Solche Reden, solche schlappen,
Von Verfassung und pp?
Wo ist denn der Mann gewesen?
Kinnings, hier kein Federlesen!
Sagten wir nicht deutlich: Nee!?

Freudig sind wir die Triarier
Unsers Herzogs! — doch Agrarier
Sind wir nebenbei doch ooch!
Dieses aber will besagen:
Alles hinter meinen Kragen!
Und ihr andern schnappt man Rooch.

Bassort will den Rock uns machen?
Droht mit Reichstag? Was für Sachen?
Kirl, da seggen wi: Oho!
Wenn den alten wir zerreißen,
Gibt's nur einen Schneider: Preußen!
Und dann is es ooch noch so.

Pan.

der Rubel. Es kann auch nicht anders sein, denn das Schmiergelderwesen ist ja nur ein übler Ausfluß der korrumpierenden kapitalistischen Ordnung. In Rußland, wo der Kapitalismus erst im Werden ist, zeigt sich die polizeiliche Korruption noch in ihrer primitivsten Form. Der russische Isprawnik raubt ganz offen, was ihm unter die Finger kommt; ist er doch absoluter Herrscher in seinem Bezirk. Im Lande der Trusts, in Amerika, assoziiert sich der Policeman in Trusts zur Ausbeutung der Spielhäuser und Bordelle, und in Deutschland, wo viele meinen, daß man nur die kleinen Diebe hängt, greift der Gendarm der Gesetzgebung vor und konzessioniert auf eigene Faust die Buchmacher-„kanonen" und „nimmt" dafür die kleinen Schächer. Ueberall aber arbeiten die Korrumpierten mit gleichem Erfolg. Ueberall bildet der rollende Rubel neben dem Dienstgehalt eine nicht zu verachtende und wahrlich auch nicht verachtete Nebeneinnahme, eine finanzielle Sicherung für zukünftige schlechtere Zeiten.

Wenn zwei dasselbe tun . . .

Nicht nur in der Justiz, auch in der christ-katholischen Kirche besteht seit altersher der Grundsatz zu Recht, daß es nicht dasselbe sei, wenn zwei dasselbe tun.

In Planig im Kreise Alzey hatte sich ein Arbeiter, dem die Frau vor mehreren Jahren starb, zur Führung seines Haushaltes und zur Erziehung seines Sohnes eine Wirtschafterin genommen. Das ging so lange, bis der Sohn die erste Kommunion empfangen sollte. Da stellte der gestrenge Herr Pfarrer den Arbeiter vor die Entscheidung, entweder die Wirtschafterin zu entlassen oder seinen Sohn aus der katholischen Kirche ausgestoßen zu sehen. Eine Beschwerde des Arbeiters an die bischöfliche Behörde wurde dahin beantwortet, daß es Recht und Pflicht des Pfarrers sei, auf Grund der kirchlichen Vorschriften zu beurteilen, ob er im einzelnen Falle die hl. Kommunion spenden oder verweigern müsse.

In Mailand ist dieser Tage im Alter von über 70 Jahren eine Herzogin Litta gestorben, die seinerzeit ganz offiziell als die Geliebte König Humberts I. galt. Als Ende der 90er Jahre ein Sohn der Herzogin starb, reiste Humbert heimlich nach Mailand, um den jungen Mann noch im Sarge zu sehen. Nach dem Tode Humberts soll die Königin Margherita den Befehl gegeben haben, die Herzogin Litta zu benachrichtigen, damit sie die Leiche des Königs gleich nach den Familienmitgliedern besichtigen könne.

Ob wohl ein katholischer Pfarrer es jemals gewagt hat, dem König Humbert oder dem sich in ähnlicher Lage befindlichen deutschen Reichskanzler Fürsten Hohenlohe die Absolution zu verweigern? Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe!

Was manchem fehlt.

Im „Berliner Lokalanzeiger" entdeckt eine Schriftstellerin in einer gastronomischen Betrachtung die alte Wahrheit, daß eine eingenommene gute Mahlzeit einen großen Einfluß auf das Allgemeinbefinden des Menschen und auf seine Stimmung ausübt. Um das zu erhärten, behauptet die Dame, daß Frau Caillaux an dem Tage, an dem sie den Schriftsteller Calmette niederschoß, ein sehr schlechtes Frühstück verzehrt habe. Die Köchin hätte so ziemlich jedes Gericht verpfuscht und das sei durchaus nicht ohne Einfluß geblieben auf die nervöse Frau. „Jedenfalls war ihre Stimmung gereizter und bitterer, als wenn sie ein schönes weißes Stück gebratener Hühnerbrust „Aux pointes d'Asperges" und frische Erdbeeren mit Gervaistöpfchen zum Dessert im Magen gehabt hätte. Man glaubt gar nicht, wie sanft und menschenfreundlich eine gute Bouillon die Seele stimmt. Die Caillauxsche Köchin wäre danach also fast eine Art Mitschuldige."

Ob solche gastronomischen Genüsse eine beruhigende Wirkung nur auf Ministerfrauen ausüben? Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir behaupten, daß alle Arbeitslosen, die in den letzten Monaten ihrem Elend gewaltsam ein Ende gemacht haben, der Menschheit erhalten geblieben wären, hätten sie stets eine gute Bouillon, verschönt durch ein saftiges Stück gebratener Hühnerbrust, oder ähnliche Leckerbissen zu verzehren gehabt. Nach der Meinung der „Lokalanzeiger"-Schriftstellerin sind die Unternehmer, die den Arbeitern durch Anziehung des Hungerriemens das Leben verbitterten, als Mitschuldige an dem Tode zahlreicher Menschen zu betrachten.

Lebensstellung.

Offiziere a. D. stehen immer noch im Kurs. Wenn sie auch sonst wenig zu gebrauchen sind; sie verstehen zu repräsentieren und haben mancherlei Einfluß auf ihre früheren Kameraden. Das wissen unsere Industriellen, die Geschäftsverbindung mit der Armee suchen, nach Gebühr zu schätzen, und darum stellen sie auf Posten, bei denen es auf Figur und gute Beziehungen ankommt, mit Vorliebe Offiziere a. D.

Ein recht offensichtliches Zeugnis für solche indirekte Korruption bietet in der Freitagsnummer die mit Gott für König und Vaterland streitende „Kreuzzeitung". In einem auffallenden Inserat wird für sofort ein Offizier, der gute Beziehungen zu Kraftfahrer-, Luftschiffer- und Fliegertruppen und zur Marine besitzt, für selbständigen Vertrauens- und Repräsentationsposten gesucht.

Gute Figur und robustes Gewissen gewährleisten immer noch eine auskömmliche Existenz.

Theater.

Schiller-Theater O.: „Heiligenwald", Lustspiel von Halm und Saudek. Der Erfolg von Meyer-Foersters „Alt-Heidelberg" macht Schule. Man kann schon von einer erklecklich angeschwollenen Literatur der Nachahmungen dieses Rührstücks sprechen. Zweifellos hat es auch auf die Entstehung des „Märchens vom Heiligenwald" eingewirkt. Dahin verweist die Aehnlichkeit des vormärzlich angehauchten duodezhöfischen Milieus, nur daß es diesmal nach dem südwestdeutschen Schwarzwald verlegt ist; ferner die Försterstochter Eva genannt „Huschel" und der Inkognito-Fürst Karl Ernst, der sogar mit dem von „Alt-Heidelberg" den gleichen Namen trägt. Immerhin bleibt anzuerkennen, daß die beiden österreichischen Verfasser bei der Ausgestaltung ihres übrigens schon vor einigen Jahren in Berlin aufgeführten Lustspiels mit erfreulicher Selbständigkeit verfahren sind. Vor allem verstanden sie es, aus dem „Inkognito" ein Spiel zwar harmloser, aber doch von feinerer Komik durchsetzter Verwechselungen zu entwickeln. Die Mischung waldromantischer und realer neuzeitlicher Gegensätze ist wohl erwogen, die Lösung bühnentechnisch, dabei doch dichterisch wirksam vollzogen. Zudem haben alle Gestalten den Vorzug lebenswahrer Zeichnung. So schwebt denn über dem Ganzen ein gewisser poetischer Reiz, der naive Gemüter gefangen nimmt. Dank einer diesen Märchenstimmungen des Lustspiels sorgsam nachgehenden Regie und eines hübsch abgetönten Spiels aller beteiligten Darsteller kam eine recht schöne Aufführung zustande, der das Publikum mit sichtlichem Vergnügen folgte. ek.

Spiel und Sport.

Stadion — Reichsausschuß für olympische Spiele — Arbeiterschaft.

In der vorigen Montagsausgabe des „Vorwärts" war unter der Ueberschrift: „Turner im Stadion" mitgeteilt worden, daß dem Arbeiter-Sportkartell sowie dem Turnverein „Fichte" das Stadion verweigert worden ist, während die vaterländischen Turner soeben bekanntgeben, daß sie am 7. Juni im Stadion dem Kaiser fast das gesamte Turnen vorführen werden. Während also für die Arbeiter kein Sonntag mehr frei war, ist für die große Hurrakundgebung der dem Jungdeutschlandbund angeschlossenen Turner gerade in der von den Arbeitersportlern gewünschten Zeit doch noch ein freier Sonntag vorhanden gewesen.

Diese Feststellung der nackten Tatsachen hat ganz wider Erwarten den Reichsausschuß — der bisher auf die vielen Beschwerden der Arbeitersportler im „Vorwärts" kein Wort der Erwiderung gehabt hat — ganz aus dem Häuschen gebracht. Das finden wir insofern verständlich, weil zu den Olympischen Spielen 1916 eine „Masse Volk" zum Füllen des Stadions gebraucht wird, und da möchte man sich zu gern den Anschein geben, als wenn der bürgerliche Sport „über den Parteien" stehe und daher die „nationale Ehre" es erfordere, daß die Arbeiter sich wieder in Massen als Staffage hergeben. Dieses Märchen müssen wir leider auf Grund der wahren Tatsachen zerstören.

Der Reichsausschuß beruft sich in einem Schreiben an die bürgerliche Presse darauf, daß er dem Arbeiter-Sportkartell einen Sonntag zur Verfügung gestellt habe, den das Kartell aber abgelehnt habe. Das ist richtig. Dieser Sonntag war aber der Pfingstsonntag, an dem kein Sportverband eine Veranstaltung arrangieren kann, wenn er nicht von vornherein mit einem sicheren Fiasko rechnen will. Deshalb konnten die bürgerlichen Sportler diesen Tag nicht gebrauchen und auch die Arbeitersportler mußten ihn ablehnen. In Arbeitersportkreisen ist dieses Angebot geradezu als Hohn auf die Forderung nach Gleichberechtigung aufgefaßt worden.

Weiter schreibt der Reichsausschuß in seiner Erklärung:

„Die erwähnte Nummer 2 des Stadionkalenders enthielt für die Zeit vom 6. bis 8. Juni „Armeewettkämpfe", von deren Ausschreibung auch seinerzeit die meisten Zeitungen berichtet haben. Die Vorführungen der Deutschen Turnerschaft werden vor Beginn der Armeewettkämpfe, Sonntag, den 7. Juni, in der Zeit von 1½ Uhr bis 2½ Uhr mittags, stattfinden."

Aus dieser Erklärung geht doch klar und deutlich hervor, daß vom 6. bis 8. Juni nur Armeewettkämpfe vorgesehen waren. Nun haben aber die „vaterländischen" Turner in einer offiziellen Bekanntmachung kein Wort von den Armeewettkämpfen erwähnt, sondern in großer und fetter Schrift nur ihren Mitgliedern bekanntgegeben, daß die deutschen Turner am 7. Juni die hohe Ehre haben werden, dem Kaiser die Macht und Größe des Turnens der Mark in fast allen seinen Formen zu zeigen. Ferner soll die erste Aufstellung und der Schlußakt noch den Hauptweihepunkt der Veranstaltung bilden — und das alles in einer Stunde! Für diese Aufklärung können wir dem Reichsausschuß nur dankbar sein, denn die Arbeiter in der Deutschen Turnerschaft können daraus ersehen, daß sie wiederum nur zu einer großen Staffagekundgebung in dem Stadion benutzt werden sollen, um in die wenig interessanten Militärwettkämpfe etwas Abwechslung durch ihren Massenaufzug hineinzubringen. Wenn die deutschen Turner also nicht — wie der „Vorwärts" sowie jeder Leser der Notiz ohne Zweifel annehmen mußte — einen ganzen Tag für das angekündigte große Programm erhalten haben, so können für diesen Irrtum nur die Leiter der vaterländischen Turner verantwortlich gemacht werden, die diese irreführende Bekanntmachung erlassen und jedenfalls aus guten Gründen den wahren Zweck der Veranstaltung ihren Mitgliedern nicht bekanntgegeben haben.

Ueber die Hauptsache, ob auch im nächsten Jahre wieder alle Sonntage für die Arbeiter besetzt sind, schweigt sich leider der Reichsausschuß vollständig aus. Das wäre doch das beste Beweismittel gewesen, daß der Reichsausschuß „über den Parteien" steht. Könnte der Reichsausschuß diese sicher nur vergessene Zusage nicht recht bald nachholen? U. A. w. g.

In diesem Jahre findet infolge der Nichtgabe des Stadions das Arbeitersportfest am 14. Juni wieder im Schloß Weißensee statt.

Arbeiter-Schwimmerbund, Kreis I.

Das am Mittwoch, den 15. April, stattgefundene Kreiswasserballspiel zwischen Berlin III gegen Berlin II endete mit dem Resultat von 8:0 Tore für Berlin II.

Fußballresultate.

I. Mannschaften: Rummelsburg gegen Fichte 17 2:3; R.B.C. gegen Liberta 4:0; V. f. B. gegen Neuenhagen 8:2; Jung-Stralau gegen Fichte 15 14:0; Fichte 18 gegen Fichte 9 0:6; Hertha gegen Habsburg 12:0; Union gegen Südstern 3:1; Bernau gegen Pankow 10:1; II. Mannschaften: Südstern gegen Rummelsburg 4:3; Charlottenburg gegen Fichte 4 2:3; Charlottenburg gegen Hertha 2:2; R. B. C. gegen Fichte 8 11:0; Fichte 12 gegen Fichte 16 0:1; Hertha II gegen Südstern III 1:4; Stralau gegen Rüstig-Vorwärts 3:5; Südstern III gegen Wilmersdorf 3:2; V. f. B. gegen Askania 12:1; Fichte 7 gegen Freie Sportvereinigung 5:1.

Faustball.

Fichte 2 gegen Fichte 3 45:52.

Hockey.

Fichte 8 gegen Fichte 12 10:0.

Aus aller Welt.

Borussen als Hochzeitsgäste.

Dieser Tage ist Hochzeit im Hause des Landwirtschaftsministers Schorlemer-Lieser. Die Baroneß Paula heiratet einen Leutnant von den Königshusaren in Bonn. Die Bevölkerung von Bernkastel, wo Schorlemer residiert, sieht dem Familienfest des Ministers mit einer gespannten Frage entgegen: Werden auch Bonner Borussen wieder das Fest veredeln helfen? Bernkastel spricht noch von der Gastrolle, die diese erlauchten Jünglinge vor einigen Jahren in dem weinfrohen Städtchen an der Mosel gegeben haben, als eine andere Tochter Schorlemers in den heiligen Stand der Ehe trat.

Damals hatte man die Borussen-Hochzeitsgäste in einem Hotel mit dem ominösen Namen „Zu den heiligen drei Königen" einquartiert. Dort gaben die Herren anerkennenswerte Proben der Erziehungsresultate feudaler Kinderstuben. Sie schraubten im Hotel die Feuerschläuche an, bespritzten Betten — was doch einfacher zu erreichen gewesen wäre —, ließen Möbel aus dem zweiten Stockwerk in die Tiefe sausen, schnitten Federbetten auf, um „Frau Holle" zu spielen, so daß die Vorübergehenden durch Federn wie durch Schnee waten mußten.

Es ist also erklärlich, daß man in Bernkastel gespannt ist, ob auch diesmal beim Hochzeitsfeste sich die Borussen als besondere Attraktion erweisen werden. Wenn sie — was so gut wie sicher — kommen, sollten sich Kinobesitzer die Gelegenheit, einen Borussenfilm aufzunehmen, nicht entgehen lassen. Wie erhebend wäre es, wenn wir der patriotischen Kinderschar in der Flimmerkiste vorführen lassen könnten, wie sich in Preußen die zukünftigen Stützen der Ordnung und Regenten des Volkes auf ihren hohen, heiligen Beruf vorbereiten.

Nicht bezahlte Pfadfinderhüte.

Zu den ersten und vornehmsten Ausrüstungsgegenständen eines richtiggehenden Pfadfinders gehört ohne Zweifel ein graugrüner Kakihut mit der schwarz-weiß-roten Kokarde. So ein Ungetüm nötigt allen Hurrapatrioten in Zivil und Uniform schon von vornherein den nötigen Respekt ab. Von dieser Ansicht ging auch das Pfadfinderkorps in Landeshut in Schlesien aus. Da aber bei dem größten Teil seiner Mitglieder die patriotische Begeisterung größer als das Portemonnaie war, wurden die Hüte, 50 an der Zahl, bei einem dortigen Hutmacher einfach gepumpt. Stolz zogen von jetzt ab die kakihutgeschmückten patriotischen Jünglinge unter ohrenbetäubendem Geschrei und Trommelschlag am Laden des Hutmachers vorüber. An Bezahlung dachten sie aber nicht, auch nicht, als wiederholte Mahnungen erfolgten. Schließlich blieb dem Hutmacher nichts weiter übrig, den Vorsitzenden, als den Besteller, zu verklagen. Das Gericht verurteilte ihn zur Zahlung. Da dieser aber selbst ein armer Schlucker ist, soll seine patriotische Begeisterung eine schwere Erschütterung erlitten haben. Den Hutmacher aber strafen von jetzt ab die Jungdeutschlandbrüder mit Verachtung. Vielleicht boykottiert der Bund ihn noch.

Wetteraussichten für das mittlere Norddeutschland bis Dienstagmittag: Anhaltend trocken und vorwiegend heiter. In den Tagesstunden ziemlich warm, in der Nacht zu Dienstag wieder kühl, dann stärkere Erwärmung.

Herrn Sombarts empfindsame Reise.

Rußland hat eine Eroberung gemacht, auf die es stolz sein kann. Herr Werner Sombart, Professor der Nationalökonomie von Fach und schöngeistiger Plauderer von innerem Beruf, liegt ihm zu Füßen. Den deutschen Behörden war er früher einmal verdächtig, weil er mit dem Sozialismus kokettierte. Heute schwärmt er für das russische System, und vielleicht kommt noch einmal die Stunde, wo er, der wegen seiner angeblich radikalen Gesinnung in Deutschland bei einer Handelshochschule unterschlupfen mußte, durch die Berufung an eine russische Universität eine späte aber um so glänzendere Rehabilitierung erfährt.

Sombart hat eine Vortragstournee durch das Zarenreich unternommen und ist außerordentlich befriedigt von ihr zurückgekehrt. Schließlich hat ja auch alles vortrefflich geklappt, denn der Polizeimeister von Odessa, der auf irgendwelche dunkle Gerüchte hin, die ihm über die revolutionären Ansichten des Gastspielreisenden zu Ohren gekommen waren, sein Auftreten untersagt hatte, zog sein Verbot schließlich zurück, so daß Ehren und Einnahmen nicht verloren gingen und eine internationale Reklame noch kostenlos dazu geliefert wurde. Nun berichtet der Zurückgekommene über seine Eindrücke im „Berliner Tageblatt", und wenn den Polizeigewaltigen von Odessa seine doch ohne Zweifel antisemitische Gesinnung nicht daran hindert, von den Artikeln des Mosseblattes Kenntnis zu nehmen, wird er die letzten Zweifel an der Zweckmäßigkeit seiner Toleranz verlieren.

Herr Sombart ist nämlich einfach begeistert. Alles war schön und alles war vortrefflich. Aber am meisten imponiert ihm doch, daß überall in Rußland so viel williges Dienstpersonal vorhanden ist. Viel mehr als in Deutschland, wo nur immer dort zuviel Menschen sind, wo man sie nicht brauchen kann, in der Straßenbahn, in den Restaurants, auf den Waldwegen und — was Herr Sombart merkwürdigerweise nicht erwähnt — auf den Bällen.

Es sind Menschen genug da zum Dienen. Diesen Eindruck empfängt man immer wieder. Menschen, die auch gern dienen und infolgedessen gut dienen. Ueberall herrscht noch trotz Konstitution und Kapitalismus das alte Herren- und Dienerverhältnis, bei dem sich, wenn der Herr nicht gerade ein Vieh ist, im Grunde beide Teile am besten befinden und jedenfalls am wohlsten fühlen.

Leider ist in Deutschland von diesem schönen patriarchalischen System kaum noch ein Rest vorhanden.

In Berlin ist es die Regel, daß Verkäufer, Verkäuferinnen, Kutscher, Kellner, Portiers, Friseurgehilfen, also namentlich alle, die persönliche Dienstleistungen zu verrichten haben, brummig sind und sich flegelhaft betragen. In Rußland trifft man diese unerfreulichen Typen erst wieder auf der Rückreise in Warschau, an der Schwelle der westeuropäischen „Zivilisation". Im eigentlichen Rußland liegt wohl ein Zug von Ergebenheit auf den Gesichtern, aber im Grunde doch von Zufriedenheit mit ihrem Lose, das ja noch das natürliche Los der großen Masse ist.

Aber bei dieser Seligpreisung des natürlichen Loses der großen Masse bleibt der beglückte Reisende nicht stehen. Er bringt es fertig, sogar dem Paßwesen eine schöne Seite abzugewinnen. Er sagt, daß es zu der höchst persönlichen Färbung aller Beziehungen in Rußland gehöre, und findet etwas Rührendes darin, daß eine Obrigkeit in einem so riesigen Reiche wie Rußland sich um jeden einzelnen kümmern zu sollen glaube, wie Eltern um ihre Unmündigen. Er meint das beileibe nicht ironisch, es ist ihm bitter ernst mit dieser Auffassung — innerhalb der Schranken natürlich, in denen einem berufsmäßigen Causeur, der immer etwas Außergewöhnliches sagen zu müssen glaubt, überhaupt etwas ernst sein kann.

Die Berichte sollen noch fortgeführt werden, und wir erwarten nun, daß in der nächsten Nummer Herr Sombart sich auch für das zaristische Regierungssystem, für die Verbannung nach Sibirien, für die Schwarzhundertschaften und für die Pogroms begeistert. Damit würde das „Berliner Tageblatt" nicht einverstanden sein? — Aber bitte, sein Chefredakteur hat doch auch Herrn Kokowzew seinen Kratzfuß gemacht und ihm eine Handvoll Weihrauch gespendet. Und dann ist Herr Sombart doch ein gar so geistreicher Mann, und so etwas weiß das Publikum in Berlin W. zu schätzen.

Sozialdemokratischer Wahlverein Neukölln.

Am 17. April verstarb unser Parteigenosse

Friedrich Raebel

Teichower Straße 32, 22. Bezirk.

Ehre seinem Andenken!

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 21. April, nachmittags 4 Uhr, von der Leichenhalle des Neuen Jakobi-Kirchhofes, Hermannstraße, aus statt.

Um rege Beteiligung ersucht

Der Vorstand.

Verband der freien Gast- und Schankwirte Deutschlands.

Zahlstelle Berlin. Bezirk 3.

Den Mitgliedern zur Nachricht, daß die Frau des Kollegen Stephan

Emilie Stephan

Schreinerstr. 45

verstorben ist.

Ehre ihrem Andenken!

Die Beerdigung findet am Montag, den 20. April, nachmittags 4½ Uhr von der Halle des Zentralfriedhofes in Friedrichsfelde aus statt.

Um rege Beteiligung ersucht

Die Ortsverwaltung.

Verantw. Redakteur: Ernst Meyer, Steglitz. Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdr. u. Verlagsanstalt. Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW.